Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung

Erscheint Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kostet vierzehntägig ins Haus 1,25 Zloty. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises.

Einzige älteste und gelesenste Zeitung von Laurahütte-Siemianowitz mit wöchentlicher Unterhaltungsbeilage.

Anzeigenpreise: Die 8-gespaltene mm-Zl. für Polnisch-Oberschl. 12 Gr., für Polen 15 Gr.; die 3-gespaltene mm-Zl. im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Bei gerichtl. Beitreibung ist jede Ermäßigung ausgeschlossen

Geschäftsstelle: Siemianowice (Śląskie), ulica Bytomska (Beuthenerstraße) 2

Fernsprecher Nr. 501 — Fernsprecher Nr. 501

Nr. 143 — Sonntag, den 9. September 1928 — 46. Jahrgang

Deutschlands Völkerbundspolitik

Reichskanzler Müller fordert ernsthafte Abrüstung — Kein doppeltes Gesicht in der internationalen Politik

Genf. Gleich zu Beginn der Freitagnachmittagsitzung ergriff Reichskanzler Müller das Wort zu seiner Rede. Wie stets bei Reden der deutschen Delegierten in der Vollversammlung war das Haus und die Tribüne dicht besetzt. Die Versammlung folgte mit besonderer Aufmerksamkeit und Interesse den Ausführungen des Reichskanzlers. Der Reichskanzler begann mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß Dr. Stresemann diesmal nicht der Wortführer der deutschen Delegation sei. Wenn er in diesem Jahre die Auffassung des deutschen Volkes der Vollversammlung vermittle, so geschehe das

in dem gleichen Geiste und in dem festen Willen,

in der Organisation des Völkerbundes in offener und aufrichtiger Zusammenarbeit mit den anderen Nationen auf die Erhaltung des Weltfriedens hinzuwirken und keine anderen Gesetze für die Gestaltung der internationalen Beziehungen anzuerkennen, als

das Gesetz der friedlichen Verständigung und des friedlichen Ausgleichs.

Der Reichskanzler wies auf die große Bedeutung des Kelloggpaktes hin und betonte, die großen Massen seien bei allen Völkern für die Achtung des Krieges. Die verantwortlichen Regierungen dürften in ihrer praktischen Politik nicht darüber im Zweifel sein, was es bdeute, wenn sich die Staaten in einem feierlichen und bindenden Vertrag für alle Zukunft verpflichten, auf den Krieg als Instrument der nationalen Politik zu verzichten. Die beste Garantie für die Wirksamkeit des Paktes sehe er darin, daß er nicht in einem willkürlichem Entschluß der Kabinette, sondern in dem heute durch die ganze Menschheit gehenden Empfinden wurzelte. Deutschland könne mit Genugtuung feststellen, daß es zu seinem Teil die Empfehlungen des Sicherheitskomitees bereits

durch die Verträge von Locarno und das System seiner Schiedsverträge

sowie durch die Unterzeichnung der Fakultativklausel in die Wirklichkeit umgesetzt habe. Es komme jetzt nicht nur darauf an, den Kampf gegen den Krieg vorzubereiten, sondern dem Ausbruch von Feindseligkeiten vorzubeugen.

Der Reichskanzler wandte sich sodann der **Abrüstungsfrage** zu und erklärte hierbei wörtlich: „Ich mache kein Hehl daraus, daß mich der Stand der Abrüstungsfrage mit ernster Sorge erfüllt. Wir stehen vor der unleugbaren Tatsache, daß die langen Verhandlungen in Genf in dieser Richtung bisher zu keinem positiven Ergebnis irgendwelcher Art geführt haben. Seit nahezu drei Jahren tagt immer wieder die vorbereitende Abrüstungskommission. Es ist dabei aber nicht gelungen, die der Kommission überwiesenen Arbeiten ernsthaft in Angriff zu nehmen, geschweige denn zu erledigen.

Es liege auf der Hand, daß ein Land wie Deutschland, das entwaffnet worden sei, den bisherigen Mißerfolg der Abrüstungsdebatte besonders scharf empfinde. Ein Volk, das mit seiner völligen Entwaffnung eine Leistung ganz außerordentlicher Art vollbracht habe. Dieses Volk sehe, daß es trotzdem bei dem geringfügigsten Anlaß von gewissen Stimmen des Auslandes mit den schwersten Verdächtigungen und Vorwürfen überschüttet und wo möglich als ein Feind des Weltfriedens hingestellt werde. Gleichzeitig müsse es aber feststellen,

daß andere Länder den Ausbau ihrer militärischen Machtmittel ungehemmt fortsetzen,

ohne dabei einer Kritik zu begegnen. Die Entwaffnung Deutschlands dürfe nicht länger als einseitiger Akt der dem Sieger des Weltkrieges in die Hand gegebenen Gewalt darstehen. Es müsse endlich zur Erfüllung des vertraglichen Versprechens kommen,

daß der Entwaffnung Deutschlands die allgemeine Abrüstung nachfolgen solle.

Der Reichskanzler beschäftigte sich sodann mit dem Minderheitsschutz des Völkerbundes

und betonte, er halte die Fürsorge für die Minderheiten, die dem Völkerbund durch die bestehenden Verträge anvertraut worden sei, für eine wichtige Aufgabe. Der Völkerbund könne sich hier umso freudiger der Aufgabe widmen, als sie mit dem allgemeinen Ziel der Erhaltung des Friedens der Völker in Uebereinstimmung stehe. Wenn das Minderheitenrecht von allen Beteiligten in dem Geist zur Anwendung gebracht würde, in dem es geschaffen sei, so würde das nur dazu beitragen, zwischen den einzelnen Staaten ein Bindeglied herzustellen, um die gegenseitige Verständigung der Völker zu fordern.

Der Kanzler beschäftigte sich sodann mit dem

Ergebnis der Weltwirtschaftskonferenz

und betonte, daß es gerade in wirtschaftlichen Fragen zur Zeit leichter sei, zur Verständigung zu gelangen, als auf anderen Gebieten. Die deutsche Regierung begrüße die erzielten Erfolge auf das Lebhafteste und werde auch in Zukunft an der weiteren Förderung dieser Bestrebungen des Völkerbundes nach besten Kräften mitarbeiten.

Zum Schluß seiner Ausführungen betonte der Reichskanzler die Notwendigkeit des Vertrauens zum Völkerbund. Wie sollten die breiten Massen, auf die es ankomme, auf den Völkerbund und die in seinem Geiste abgeschlossenen großen Friedenspakte vertrauen können, wenn sie sehen müßten, daß es bei den Regierungen selbst an dem Vertrauen in

die Wirksamkeit dieser internationalen Beziehungen fehle?

Der Mann aus dem Volke denke einfach und denke richtig. Er lese, daß die Regierungen sich feierlichst auf die Erhaltung des Friedens verpflichteten und er sehe andererseits, daß die Regierungen gleichwohl an ihren alten Machtstellungen festhielten und neue zu gewinnen suchten. Er lese, daß bei internationalen Verhandlungen das gegenseitige Vertrauen stets proklamiert würde und er sehe zugleich, daß in Wirklichkeit

die Dinge beim Alten blieben

und daß es nicht gelungen ist, die aus dem Weltkrieg herrührenden Schranken völlig zu beseitigen.

Der Kanzler schloß mit folgenden Worten: „Es ist unmöglich, in der Politik auf beiden Wegen zugleich zu wandeln. Die Regierungen müssen es über sich gewinnen, sich für einen der Wege zu entscheiden und es kann nicht zweifelhaft sein, auf welchen die Wahl fallen muß, wenn die Menschheit und ihre Kultur glücklich fortschreiten sollen. Das ist keine leere Ideologie, es ist Realpolitik im besten Sinne des Wortes.“



Internationales vom Völkerbund

Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus dem Völkerbundsleben in Genf, Angehörige aller Rassen und Religionen. Im Vordergrund links den Prälaten Seipel, der als österreichischer Vertreter anwesend ist.

Der Gegenbesuch Briands bei Müller

Genf. Der französische Außenminister Briand stattete am Freitag Abend nach Schluß der Vollversammlung dem Reichskanzler Müller im Hotel Metropol einen Besuch ab, der nur eine Viertelstunde dauerte. An der Unterredung nahm wiederum lediglich der Dolmetscher der deutschen Abordnung, Dr. Schmidt, teil.

Nach der Besprechung wurde von seiten der deutschen Abordnung mitgeteilt, daß Gegenstand der Unterredung die gleichen Fragen gebildet hätten, die bereits am Mittwoch zwischen dem Reichskanzler und dem französischen Außenminister zur Sprache gelangt seien. Man habe sich im Laufe der Freitagunterredung darauf geeinigt, daß vor den Besprechungen zwischen den vier Besatzungsmächten und dem deutschen Reichskanzler zunächst Einzelbesprechungen zwischen den einzelnen Vertretern der Besatzungsmächte und dem deutschen Reichskanzler stattfinden sollten. Wenn diese Unterredungen vor sich gehen würden, stehe bisher noch nicht fest. Da jedoch Lord Cushendun erst am Sonntag früh sein Weekend antrete und auch Senator Scialoja den Sonnabend über in Genf bleibe, kann angenommen werden, daß Reichskanzler Müller im Laufe des Sonnabend mit Cushendun und [illegible] zusammentreffen werde. Erst nach diesen Einzelbesprechungen werde dann voraussichtlich zu Anfang oder Mitte der nächsten Woche die erste Zusammenkunft zwischen den vier Besatzungsmächten und Deutschland stattfinden.

Im Laufe des Freitag Vormittag fand eine eineinhalbstündige Unterredung zwischen Lord Cushendun und Briand statt. Man kann daher annehmen, daß die Mitteilungen, die Briand dem Reichskanzler gemacht hat, auf Vereinbarungen zurückzuführen sind, die am Donnerstag und Freitag zwischen den Besatzungsmächten getroffen worden sind.

Zaleski an das litauische Volk

Paris. „Petit Parisien“ veröffentlicht eine Erklärung des polnischen Außenministers Zaleski, die dieser dem Genfer Vertreter des Blattes gab. Das Blatt nimmt an, daß die Erklärung über den Kopf Woldemaras hinweg sich an das litauische Volk richte. Zaleski erinnert an die gemeinsame Vergangenheit der beiden Länder und an die alte Freundschaft Polens für das litauische Volk. Er gebe dem Wunsche Ausdruck, daß der polnisch-litauische Streitfall unter der Bevölkerung zu beiden Seiten der Grenze nicht eine Atmosphäre der Feindseligkeit und des Uebelwollens schaffen möge. Alle Anstrengungen Polens seien darauf gerichtet, internationale Entscheidungen zu erzielen, die nicht den Charakter des Zwanges hätten. Trotz seiner Wertschätzung für den Völkerbund würde er, Zaleski, mit größerer Genugtuung unmittelbare Verhandlungen zwischen Polen und Litauen sehen. Wilna sei vom ethnographischen Gesichtspunkt aus im wesentlichen eine polnische Stadt. Wilna sei von den polnischen Heeren vom Sowjetjoch befreit worden. Durch den Beschluß der Botschafterkonferenz sei diese Stadt Polen zugesprochen worden. Ein offizieller Akt, der international Wert und Bedeutung habe, habe dies bestätigt. Der gute Wille zur Verständigung, der im gleichen Maße in Kowno wie in Warschau bestünde, ermögliche leicht ein Abkommen zu erzielen. Eine Verständigung wäre wohl schon erzielt worden, wenn nicht interessierte Stimmen sich erhoben hätten, um den polnisch-litauischen Streitfall zu verewigen und weiter zu vergiften.

18 Todesopfer einer Hochofenexplosion

London. Nach Meldungen aus Sydney ist in den Stahlhüttenwerken von Port Kembla ein Hochofen explodiert. 18 Arbeiter sind dabei verbrannt.

Das Fieber in Athen

Das Umsichgreifen des Dengue-Fiebers führt zu schweren Beeinträchtigungen. Man schätzt, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Athen und dem Piräus von dieser Krankheit befallen ist. Bisher sind mindestens 1000 Personen seit einem Monat an Dengue-Fieber gestorben. Leute, die an Schwäche des Herzens oder an einer Erkrankung der Leber oder anderer Organe leiden, werden am ehesten hinweggerafft. Außerhalb Athens ist die Epidemie in fast allen griechischen Städten aufgetreten, soweit diese mit der Hauptstadt durch die Eisenbahn oder Seefahrt in Verbindung stehen, mit Ausnahme der Städte Vodena und Serres in Mazedonien und Artha im Epirus.

Aus Saloniki wird bereits eine große Zahl von Krankheitsfällen gemeldet und auch der südliche Teil Bulgariens ist nach den letzten Nachrichten aus Sofia bereits angesteckt. Wenn die Epidemie nicht bald nachläßt, besteht die Gefahr einer Ausdehnung der Epidemie von Griechenland und Bulgarien auf ganz Europa. Auch aus Marseille werden einige Fälle gemeldet, aber es ist möglich, daß dieser Hafen infolge seiner Verbindung mit Syrien in Mitleidenschaft gezogen wurde, da dort das Dengue-Fieber häufig ist.

Die Geschäfte sind fast vollständig lahmgelegt und die wirtschaftliche Krise, unter der Griechenland schon seit einem Jahre leidet, hat sich dadurch außerordentlich verschärft. Wenn man in irgendeine Athener Bank eintritt, findet man ein typisches Bild: von sechs Kassierern arbeiten nur zwei, von dreißig Büroangestellten sind kaum zehn oder zwölf beschäftigt. Die übrigen fehlen. Das Verhältnis ist das gleiche bei den jungen Sekretärinnen, deren Maschinen in trauriger Verlassenheit dastehen.

In vielen Familien sind Dutzende von Krankheitsfällen, und in manchen Häusern ist nicht ein einziger Bewohner vom Fieber verschont geblieben. Der Schaden, der durch die Krankheit der Volkswirtschaft zugefügt wird, wird auf mindestens 1 Milliarde Drachmen allein in Athen und dem Piräus geschätzt.

Die Regierung und die Stadtverwaltung haben Athen in mehrere Hilfsdistrikte eingeteilt, um die Armen zu unterstützen. Milch und Zitronen werden täglich umsonst verteilt. Man bemüht sich, Maßnahmen gegen die Epidemie zu ergreifen, ist aber im allgemeinen der Ansicht, daß bei Andauer der Hitze es sehr schwer fallen werde, die Krankheit einzudämmen.

Absturz eines polnischen Militärflugzeugs

Warschau. In der Nähe von Molodeczno stürzte am Donnerstag ein Militärflugzeug infolge Motorstörung aus 50 Meter Höhe ab. Die beiden Insassen, zwei Fliegeroffiziere des 5. polnischen Fliegerregiments, wurden getötet.

Drei italienische Flieger ertrunken

Triest. Bei einer Notlandung in der Nähe von Rovigno stürzte das italienische Wasserflugzeug S. 59 ab und fiel ins Wasser. Die drei Flieger ertranken. Die Leichen der Verunglückten konnten bis jetzt noch nicht gefunden werden.

Die Nachforschungen nach Amundsen werden endgültig eingestellt

Oslo. Am Donnerstag fand im norwegischen Kriegsministerium eine Besprechung statt, an der außer dem Kriegsminister der Chef der norwegischen Marine und mehrere Sachverständige teilnahmen. Auf Vorschlag des französischen Admirals Herre wurde endgültig beschlossen, die Nachforschungen nach Amundsen und seinen Gefährten einzustellen. Die Schiffe, die sich an der Suche nach den Verschollenen beteiligten, sollen demnächst zurückgerufen werden.

Ein aufgehobenes Verbrechereiland

Seit Jahren tobt zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko ein Streit um ein Territorium von 4000 Quadratmeter an den Ufern des Rio Grande. Es handelt sich weder um Goldminen noch um Petroleumgruben, sondern um Sandbänke. Diese Sandbänke dienten aber den gemeinen und politischen Verbrechern der beiden Länder als Zufluchtsort. Jetzt ist eine Einigung zustandegekommen, die diesem Zustand ein Ende setzt. Das Gelände wurde als neutral erklärt, sozusagen als keinem der beiden Länder gehörig; beide Staaten haben aber das Recht, dorthin geflohene Verbrecher zu verhaften.

Zum Gedenken an Leo Tolstoi

Am 9. September vor hundert Jahren wurde der russische Dichter geboren

Ein Tolstoi-Erlebnis.

Im Jahre 1857 weilte Tolstoi, von Paris kommend, in Luzern. An einem warmen Frühlingsabend, als der rotglühende Sonnenball scheidend noch einmal die Welt mit lichtem Gold umwob, hatte der russische Dichter ein Erlebnis, das er Zeit seines Lebens nie vergessen hat.

Er saß damals still und in sich versunken auf der Terrasse des Hotels, in dem er abgestiegen war. Um ihn herum, an reich-



Tolstoi im hohen Alter in der einfachen Kleidung eines russischen Bauern.

gedeckten Abendtischen zerstreut, hatte ein vornehmes Reisepublikum Platz genommen. Engländer zumeist, nach dem neuesten Rockschnitt modern gekleidet, in steifer, gerader Haltung und mit den untadeligsten Manieren.

Einige wenige Augenblicke hatte der Dichter sich heimlich bei ihnen umgeschaut. Nun sah er träumerisch über das zartknospende Grünen rings in den sorgsam gepflegten Parkanlagen — hinauf zu den noch immer schneebedeckten, einsamen Schweizer Bergen.

Da klang plötzlich der schwermütige, feierliche Gesang eines Mannes in die ruhige, abgeklärte Abendstimmung hinein. Klagend; aber doch so unendlich bescheiden formten sich die weichen Töne. Es war Tolstoi, als wenn die fremde Stimme erzitterte vor unsagbarem, grenzenlosem Weh. Ihn erschütterte das Lied. Selbst die Gesichter der blasierten Engländer verrieten Spannung und Verwundern.

Dann kam der Sänger . . .

Aber — er trug geflickte Schuhe, zerrissene Hosen und einen schäbigen, ganz zerlumpten Rock. Ein Bettelmusikant — ! Den abgegriffenen Filzhut in der zitternden, rauhbehaarten Hand auf mildtätige Gabe wartend, stand er demütig vor den Tischen, mit leiddurchfurchtem, lebensmüden Blick . . .

Der Hut blieb leer. Die vornehmen, reichen Engländer — peinlich betroffen, auf einmal so unvermutet mit dem Straßenpöbel in nahe Berührung kommen zu müssen — wichen verlegen aus, taten, als sähen sie den Bettelmusikanten nicht.

Der wollte gehen, enttäuscht, traurig und elend . . .

Ueber dieses unmenschliche, so hartherzige Gebaren der englischen Gäste tief empört, lief Tolstoi auf den Alten zu und nahm ihn freundlich und herzlich bei dem Arm . . . Dann setzte er sich mit ihm zusammen mitten unter die vor Erstaunen sprachlosen Engländer und bestellte — der Graf für den schmutzigen Bettelmusikanten! — Wein und Sekt . . .

Die Engländer waren entrüstet. Ein solches Benehmen verstanden sie nicht. Eiligst verließen sie die Terrasse.

Der Sänger, ganz erschrocken über dieses Glück, wußte nicht, wie ihm geschah. Es bedurfte vieler Mühe, bis ein Wort aus ihm herauszubringen war.

Dann saßen sie lange beieinander. Die Sterne standen schon am Himmel, als die schicksalsdurstige, junge Seele des Dichters, die noch immer gerührt den ergreifenden Geschichten lauschte, die von durchhungerten Nächten, muffigen Herbergen und von wunderlichen, seltsamen Menschen so vieles, vieles zu erzählen wußten.

Richard Fietsch.

Verschwimmende Grenzen

Eine Strecke der polnisch-rumänischen Grenze wird durch den Fluß Pruth gebildet. Allerdings hat dieser Fluß eine Eigenschaft, die ihn zu allem anderen eher als ausgerechnet zu einem Grenzfluß geeignet erscheinen läßt: er wechselt nämlich fortwährend sein Bett, so daß es oft vorkommt, daß ein und dieselbe Ortschaft bald am linken, bald am rechten Ufer dieses unzuverlässigen Gesellen zu liegen kommt, und die Bewohner derselben heute Polen, morgen Rumänen sind. Dies hat natürlich seine Konsequenzen, und zwar in diesem Falle ganz besonders unangenehme. Denn kaum hat sich der Fluß mehr nach der rumänischen Seite hingewandt, so stürzt sich der polnische Fiskus auch schon sofort auf seine temporären Untertanen, um ihnen an Steuern abzuknöpfen, was er nur erlangen kann; wandert der Pruth dagegen mehr nach der polnischen Seite zu, so glauben sich die Rumänen zu der gleichen Maßnahme berechtigt. Den armen Bauern kommt also das Vergnügen, bald polnische, bald rumänische Staatsbürger zu sein, recht teuer, und so kann man es ihnen nicht weiter übelnehmen, daß sie sich jetzt sowohl an die polnische wie auch an die rumänische Regierung mit der Bitte gewandt haben, den Pruth als Grenzfluß endlich zu degradieren und eine stabilere Grenze festzusetzen, um endlich von dem Alpdruck des doppelten Steuerzahlens befreit zu werden.

Das „verhexte" Apothekerhaus

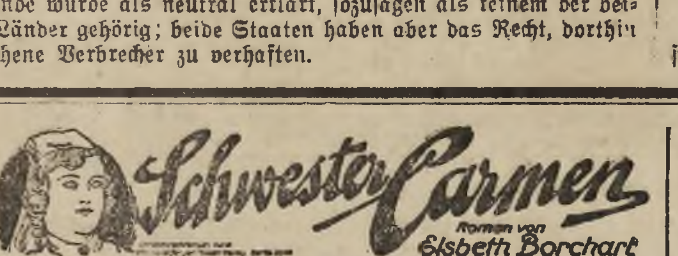
Jeder Bewohner bekam eine Hautkrankheit. — Die unbekannte Wirkung des Giftrebenstrauches.

Breslau. In der Nähe von Crossen an der Oder befindet sich ein seltsames Haus. Jeder, der darin einige Zeit wohnte, wurde von einer eigenartigen Krankheit befallen. Daher stand das Haus trotz der Wohnungsnot seit Jahren leer oder war immer nur auf ganz kurze Zeit bewohnt.

Die Krankheit war sehr schmerzhaft. Zuerst stellten sich Jucken und Brennen auf der ganzen Haut ein, dann wurden der Hals und die Arme rot, schwollen an und bedeckten sich schließlich mit Blasen. In einigen Fällen gesellte sich auch heftiges Fieber und eine Entzündung der Augen hinzu. Diese Krankheitserscheinungen pflegten sich nach mehreren Wochen zu wiederholen. Da niemals die Ursachen der geheimnisvollen Krankheit entdeckt werden konnten, kam das Haus schließlich in den Ruf, es sei verhext, und zwar von einem Ende des 18. Jahrhunderts verstorbenen Apotheker, der es erbaut und als Sonderling gegolten hatte.

Kürzlich interessierte sich nun ein Botaniker für das grüne Gerank, von dem das Haus umsponnen ist und das man bisher für wilden Wein gehalten hatte. Zu seiner Ueberraschung mußte er feststellen, daß er keinen wilden Wein, sondern den sogenannten Giftrebenstrauch oder Giftsumach vor sich hatte. Dieser Strauch ist in Nordamerika heimisch und kommt nur in wenigen Exemplaren in Europa vor.

Der Apotheker hatte ihn anscheinend angepflanzt, weil die Beeren des Strauches für medizinische Zwecke Verwendung finden. Die Blätter und Zweige des Gewächses enthalten aber hautreizende Giftstoffe. Man darf sie infolgedessen nicht mit bloßen Händen berühren. Das hatten die späteren Bewohner nicht gewußt, und so war die Legende von dem verhexten Hause entstanden.



31. Fortsetzung.

Sie ließ es über sich ergehen, denn sie hatte sich von ihrer Ueberraschung noch nicht erholt.

„Wie kommst du denn hierher, nach Lugano, Edgar?" fragte sie endlich.

„Auf ganz natürliche Weise," erwiderte er übermütig, „mit der Bahn durch den Gotthard."

„Das meine ich doch nicht," wies sie ihn ab, „sondern, welche Veranlassung dich hierher geführt hat."

„Eine sehr wichtige, schöne Kusine. Ich wollte dich überraschen, dich besuchen."

„Sehr freundlich von dir," erwiderte sie lächelnd, „aber darum allein wirst du die weite Reise nicht gemacht haben."

„Hältst du diesen Grund etwa nicht für stichhaltig genug?" fragte er mit blitzenden Augen.

„Ganz und gar nicht," lachte sie jetzt. „Dir, Weltenbummler, ist nur wieder die heimatliche Scholle zu eng geworden. Dich trieb's hinaus mit Sehnsucht."

„Nach dir," ergänzte er. „Weißt du auch, daß deine Flucht mich in eine gelinde Raserei versetzt hat?"

„Von Flucht war wohl keine Rede. Ich mußte auf die Nachricht hin sofort abreisen. Das haben dir die Meinigen doch erzählt und dir meine Grüße bestellt?"

„Allerdings — aber — fort warst du nun einmal, und hast mir nicht Lebewohl gesagt. So komme ich denn selbst, um es mir zu holen."

„Ach — Torheit!" warf sie ein.

Sein Blick glitt jetzt über ihre Gestalt hin, wie ein Kenner ein Kunstwerk mustert, dessen Schönheit ihm offenbar wird. Sie erschien ihm in dem Schwesternkleide noch verführerischer als vorher.

„Außerdem", fuhr er fort, „wollte ich dich in deiner Schwesterntracht einmal sehen. Donnerwetter, Kleine — du hättest keine geeignetere Tracht wählen können, um deine Schönheit voll zur Geltung zu bringen."

„Also noch immer der alte Schwerenöter," meinte sie leichthin.

„Und du hast mich nicht einmal willkommen geheißen, Carmen," sagte er jetzt, ihre Hände von neuem ergreifend und küssend. „Freust du dich denn nicht ein bißchen, daß ich dich hier aufsuche?"

„Gewiß freue ich mich," erwiderte sie, seinem flammenden Blick ausweichend und ihm ihre Hände entziehend. „Wie lange gedenkst du dich in Lugano aufzuhalten?"

„Kind — ich glaube, du wärest mich am liebsten schon wieder los!" rief er argwöhnisch.

Sie lachte herzlich und sah dann auf ihre Uhr.

„Ein wenig Zeit habe ich noch, dann muß ich wieder heim, denn ich bin durch meinen Beruf sehr in Anspruch genommen. Es ist nicht wie in Ulmenhorst, und wir werden nicht viel von einander haben, Edgar."

„Warum nicht?" fuhr er auf. „Du hast doch sicherlich Freistunden?"

„Die habe ich eben jetzt, sonst würdest du mich hier nicht getroffen haben," gab sie zur Antwort.

„Nun, so treffen wir uns alle Tage um dieselbe Zeit hier am Kai."

„Das geht doch nicht, Edgar," wehrte sie erschrocken. „Wenn uns jemand zusammen sähe!"

„Was schadete das?"

Sie wurde rot.

„Eine Krankenpflegerin, die sich täglich Rendezvous mit einem fremden, eleganten Herrn gibt — siehst du denn nicht ein, daß das unmöglich ist?"

„Aber mit deinem Vetter, Carmen?" wendete er ein.

„Das noch viel weniger. Du weißt, daß ich sozusagen inkognito hier bin. Niemand im Sanatorium ahnt meinen wahren Stand.

„Warum verleugnest du ihn eigentlich?" fragte er und machte eine einladende Handbewegung nach der Bank, wo Carmen vorhin gesessen hatte. „Wollen wir uns nicht lieber setzen?"

Sie sah sich scheu und verstohlen um, ehe sie sich zögernd auf die Bank niederließ. Er setzte sich an ihre Seite. „Nun, Carmen, warum?" fragte er noch einmal.

„Weil ich als Gräfin meinen Beruf nur halb erfüllen würde," antwortete sie kurz.

„Das verstehe ich nicht — es gibt viele Gräfinnen, die ihn als solche ausüben."

„Mag sein, aber ich wünsche nicht, daß man mir um der ‚Gräfin' willen irgendwelche Rücksichten erweisen zu müssen glaubte. Ich beanspruche nur die, die meiner Persönlichkeit gelten."

„Das klingt sehr stolz, sieht dir aber ähnlich. Unter diesen Umständen werde ich dich also lieber im Sanatorium als einfacher Müller oder Schulze aufsuchen, der dir Grüße von deinen Angehörigen zu bringen hat," entschied er schnell.

„Auch das geht nicht — nimm es mir nicht übel, Edgar. Ich wüßte nicht einmal, wo ich dich empfangen sollte."

„Nun — zum Teufel — ihr werdet doch einen Raum zur Verfügung haben!" rief er, jetzt ungeduldig werdend.

„Wir haben nur die allgemeinen Gesellschaftsräume für die Patienten. Wenn ich dort meine persönlichen Bekannten empfangen wollte, so wäre das — —"

„Aber, höre einmal, Carmen," unterbrach er sie gereizt, „ich glaube, du gehst in deinem Pflichtgefühl zu weit oder willst mich nur auf gute Manier los werden."

„Edgar —"

„Oder ich bin dir irgendwo und wie im Wege," fuhr er, von plötzlicher argwöhnischer Eifersucht befallen, fort.

Sie zuckte unmutig mit den Schultern:

„Du würdest mich allerdings in eine peinliche Lage bringen," gestand sie zu. „Denn dein Besuch müßte unter allen Umständen Aufsehen erregen, was ich in meiner Stellung vermeiden muß."

„So," sagte er verstimmt, „und glaubst du wirklich, daß ich die weite Reise hierher gemacht hätte, um dich nur einmal flüchtig begrüßt zu haben, noch dazu, wo ich gezwungen bin, mich für einige Zeit in Lugano aufzuhalten?"

„Gezwungen?" fragte sie jetzt, froh, ablenken zu können, „so hast du doch einen ernsteren Grund zu deiner Herreise — ich dachte es mir ja."

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Sonntag, den 9. September 1928

Erlebnis

Von Hubert Wilm.

Diese Geschichte ist nicht kunstvoll erdacht, sie ist die einfache Erzählung eines Erlebnisses, das der Alltäglichkeit vielleicht nicht ganz entbehrt, das aber den Vorzug hat, von Anfang an bis zu Ende wahr zu sein.

In meinem Hotel war ein Kellner. Er war nicht hochmütig, war tüchtig, ausgezeichnet geschult, stets diensteifrig, ruhig, zuvorkommend, höflich, ein vollendeter Bedienter, ganz seiner Stellung in einem ersten internationalen Hotel würdig. Ueberflüssig zu erwähnen, daß er drei Sprachen beherrschte: Deutsch, Englisch, Französisch.

Ich sah ihn zuerst vor einem Jahr. Damals war er noch nicht Oberkellner. Er war nur einer von den vielen, aber doch, innerhalb eines glänzend geschulten Personals, auffallend durch seine Besonderheit. Wie er Speisen vorlegte, den Mokka servierte, eine Importe anbot oder einen Whisky hinstellte, das hatte seinen besonderen Stil. Am auffallendsten war mir immer seine vollkommene Ruhe. Ich muß gestehen, ich hielt sie für Phlegma.

Als ich ihn jetzt wiedersah, war er Oberkellner und stand der Dependance des gleichen Hotels vor, in dem ich ihm zum erstenmal begegnet war. Er war nicht würdiger als im vorigen Jahr, nicht herrischer, nicht nervöser. Er war der gleiche ruhige, höfliche und stille Mensch, als den ich ihn in Erinnerung hatte.

Was mir vor einigen Tagen auffiel: er vergaß zuweilen etwas. Und das schien mir angesichts seiner Schulung und seiner Tüchtigkeit unbegreiflich.

Vorgestern kam ich spät nachts mit einem Freund aus der [illegible] des Hotels in die Dependance zurück. Wir wunderten uns, noch Licht in der Halle brennen zu sehen, während sonst um diese Zeit das Haus schon längst im Dunkel lag. Ich läutete. Aber während wir darauf warteten, daß nach einiger Zeit der verschlafene Pförtner kam, die Tür aufsperrte und uns einließ, fand mein Freund die Tür unverschlossen, und wir traten ein. Alle Lichter brannten, und auf dem Sofa neben dem Kamin saß, den Kopf mit dem Arm stützend, der Oberkellner. Er hatte nicht gehört, daß wir kamen, und stand erst, als wir unsere Mäntel abgelegt hatten, langsam auf. Seine Anwesenheit an diesem Ort, in so versunkener Stellung, berührte uns sehr sonderbar. Ich fragte ihn, ob er heute Nachtwache hätte, was er zögernd bejahte, obwohl es, wie ich jetzt glaube, nicht zutraf.

Heute ist es mir klar, daß er an jenem Abend schon das vorhatte, was er dann am nächsten Morgen ausführte. Er wurde nur durch unser Kommen daran gehindert.

Wir setzten uns für eine Viertelstunde, und er brachte uns zwei Glas Whisky als Schlaftrunk. Mir fiel seine unheimliche Blässe, sein schmerzlicher Gesichtsausdruck auf. Ich hielt das für Müdigkeit. Wir wechselten mit ihm ein paar gleichgültige Worte über das Wetter, die Ueberfüllung des Hotels, über den eigenwilligen Charakter der Schweizer Weine. Dann gingen wir auf unsere Zimmer.

Für den nächsten Tag hatte ich mit meinen Freunden einen Ausflug nach Davos verabredet. Ich stand zeitig auf und saß um [illegible] Uhr unten beim Frühstück. Der kleine Junge meiner Freunde, Ulli, und seine englische Erzieherin frühstückten mit mir. Als ich fertig war, holte ich aus der Westentasche meine Zigarettendose hervor und befühlte auch die anderen Taschen, um nachzusehen, ob ich alles Gewohnte eingesteckt hätte.

„Was suchst du in deiner Weste?" fragte der kleine Ulli und kam zu mir her.

„Ich sehe nach, ob ich ein Notizbuch, meinen Bleistift und meinen Schutzengel bei mir habe."

„Was ist das, Schutzengel? Laß doch mal sehen!"

Ich zeigte ihm meinen Talisman. Es ist die hochreliefartige Halbfigur eines Engels, der mit beiden Händen ein Buch hält. Ein Evangelistensymbol, ehemals auf einem gotischen Meßbuch befestigt, aus Bronze und schwer vergoldet. In einem Säckchen aus Brokat trage ich den Engel immer bei mir.

„Warum hast du den Engel immer in der Tasche?" fragte Ulli und nahm ihn behutsam aus seiner Hülle, um ihn erstaunt zu betrachten.

„Er begleitet mich überallhin; er soll mich vor Unglück bewahren."

Während ich das sagte, kam der Oberkellner, den ich an diesem Morgen noch nicht gesehen hatte, an unseren Tisch und brachte mir eine Flasche Wasser. Nie vorher hatte ich an ihm beobachtet, daß er auf ein Gespräch horchte oder neugierig am Tisch stehen blieb. Ich sagte guten Morgen, als er hinter mich trat und das Wasser auf den Tisch stellte. Er blieb stehen. Verwundert blickte ich mich um, und nie in meinem Leben werde ich den Blick vergessen, mit dem er auf den goldenen Engel starrte. Er war um einen Schatten blasser als am Abend vorher, und sein Gesicht war von Gram durchfurcht. Mir war unheimlich zumute.

Rasch steckte ich den Engel ein, stand auf und bestieg den Wagen, der uns zur Bahn brachte. Den ganzen Tag mußte ich an das schreckliche Gesicht des Kellners denken.

Spät abends kamen wir zurück. Das Haus war hell erleuchtet, und an der Treppe erwarteten uns der Pförtner, der Diener meiner Freunde und — ein fremder Kellner. Ich fragte sofort nach dem andern Kellner. Er sei nicht mehr da, bekam ich zur Antwort.

Ehe ich auf mein Zimmer ging, erfuhr ich es durch den Diener: Er hatte sich am Morgen, unmittelbar nach unserem Weggange, in seinem Zimmer erhängt.

Diese Nacht konnte ich nicht schlafen. Immer sah ich den starren, auf den Engel gerichteten Blick des Kellners vor mir. Als ich am Morgen dem Diener die Frage nach dem Warum vorlegte, erfuhr ich: Seit Jahren litt der Kellner an Magenkrebs, hatte gräßliche Schmerzen, konnte nichts essen, lebte von Getränken und Morphium. Er verheimlichte sein Leiden, war für keine Fürsprache zugänglich.

Nun frage ich: Hätte man dieses schreckliche Ende nicht verhindern können? Wer konnte es ahnen, was er litt, wer wissen, daß hier gutes Zureden einen Menschen hätte retten können? Freilich, er sagte nichts, er war ein guter Kellner, er wußte, was sich gehörte, er belästigte nicht Gäste mit seinen persönlichen Angelegenheiten. Denn, um Gotteswillen, welcher Gast wollte das auch? Aber sind wir denn nicht alle Menschen?

Er konnte nichts essen und trug doch Tag für Tag die erlesensten Leckerbissen mit freundlichem Lächeln für andere auf. Er sah all die Lebenslust, die Ausgelassenheit eines Publikums, das sich aus allen Nationen der Welt zusammensetzt. Aber er hörte nie ein Wort, das an seine Seele pochte, und das ihm Trost gab.

Der Engel, der goldene Engel, das glaube ich fest, der gab ihm die Kraft zur letzten Erlösung . . .

Am Telephon

Novelle von Michael Mirogoff.

Er: Hallo! Fräulein geben Sie mir bitte Nummer 2801! Ja!

Sie: Hallo! Wer spricht dort? Wen wünschen Sie zu sprechen?

Er: Ist dort Rosa Ricco, bitte?

Sie: Nein, falsch verbunden!

Er: Möglich, aber ich bitte Sie, geduldigen Sie sich einen Augenblick, ich möchte — —

Sie: Was ist denn? Wie?

Er: Sie haben eine so süße Stimme!

Sie: O, das weiß ich ebensogut.

Er: Aber meine Gnädigste, was wissen Sie von Ihrer Stimme? Sie dringt so tief in die Seele des Menschen ein, daß man — wie soll ich es nur sagen . . . Hören Sie noch?

Sie: Ja, ich höre . . .

Er: Also dann passen Sie bitte auf. Ich frage Sie nicht nach Ihrem Namen, aber ich bitte Sie im Namen . . . ja im Namen Ihrer süßen Stimme, mich des Genusses, Ihre Stimme von Fall zu Fall zu hören, nicht zu berauben. Sie können durch den Apparat reden was Ihnen beliebt, Sie können mir sogar aus Tolstois Schriften Bruchstücke lesen . . . Ich bin überzeugt, daß Sie eine intelligente Dame sind und gute Bücher lesen. Wenn man so eine Stimme besitzt . . . Hören Sie? . . . Hallo . . . . Hören Sie?

Sie: Ja, ich höre.

Er: Ich danke Ihnen! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, sagen Sie diese Worte noch einmal!

Sie: Ein merkwürdiger Mensch! Schön, ich wiederhole: Ja, ich höre!

Er: Ach wie süß, wie reizend! Ich möchte, daß Sie mich verstehen sollen, ich bin nämlich so einsam, so schrecklich einsam, trotzdem ich viel unter Menschen bin. Dank der Telephondame, die mich heute einmal richtig verbunden hat, d. h. indem sie mir eine andere als die verlangte Nummer gab . . heute freue ich mich! Warum ich mich freue? Heute ist in mir das Gefühl fürs Leben aufgewacht und ich bin glücklich, Ihre einfachen Worte zu hören! . . . Ihre Stimme . . . Hallo, hören Sie eigentlich noch, was ich spreche?

Sie: Ja, ich höre alles, bitte reden Sie weiter!

Er: Das freut mich, das freut mich wirklich sehr! Feinfühlige Menschen sind meines Erachtens nach fähig, zu empfinden, ob die Worte eines andern wahr oder gelogen sind. Oder stimmt das nicht?

Sie: Doch ja, ich habe oft darüber nachgedacht.

Er: Ich bin überzeugt, daß die heutige falsche Verbindung mir vom Schicksal bestimmt war. Denn ich habe in meiner Einsamkeit das Bedürfnis empfunden, mich mit Ihnen auszusprechen. Ihre Stimme ist eine Rettung für mich, glauben Sie mir . . . . Hallo! . . .

Sie: Ja . . . Ja, sprechen Sie nur weiter!

Er: Werden Sie mir glauben, daß ich in meiner Einsamkeit Ihre zarte Haut und Ihre seidene Hand zu berühren das Gefühl habe? . . . Hallo! . . . Warum schweigen Sie?

Sie: Weil ich Sie sprechen hören möchte.

Er: Sprechen Sie nun ein wenig, bitte! . . . bitte! . . .

Sie: Ihre Unterhaltung ist mir sehr angenehm . . . Sie sprechen so zärtlich, und im nächsten Augenblick so befehlend, so gebieterisch. Sie besitzen eine wunderbare Kraft in Ihrem zwingenden Tone. Ich bitte, lachen Sie nicht über mich, aber ich bin von Ihrer Unterhaltung so wohlig berauscht . . . Es ist merkwürdig . . .

Er: Fahren Sie fort . . . ich flehe Sie an: Sprechen Sie!

Sie: Was soll ich Ihnen noch mehr sagen? Meine Lebensweise wird sie gewiß nicht überraschen. Sie können sich das Leben einer verheirateten Frau, die für ihren Mann Gleichgültigkeit und zu ihren Kindern große Liebe fühlt, ja deutlich genug vorstellen.

Er: Sie sind demnach verheiratet?

Sie: Wundert Sie das? Es gefällt Ihnen wohl wenig?

Er: Im Gegenteil, das macht Sie nur noch interessanter.

Sie: Ich bin noch jung, und man sagt, daß ich auch schön bin.

Er: Ich fühle es, auch wenn Sie es mir nicht sagen würden.

Sie: Ich glaube, daß es Gottes Wille war, daß Sie durch einen Irrtum der Telephondame meine Nummer bekommen sollten, weil ich doch so einsam bin und mich mit jemandem aussprechen möchte. O, wenn Sie wüßten, wie ich meine Zimmer hasse, sie sind mit schlechten Bildern behangen, mit teuren, geschmacklosen Möbeln gefüllt, und die Uhr . . . ach diese macht mich mit ihrem Ticken wahnsinnig . . . ich bin noch so jung . . . aber ich kann Ihnen doch nicht alles erzählen . . . ich kenne Sie doch so wenig . . .

Er: Bitte . . . bitte, sprechen Sie nur weiter!

Sie: Ich bin noch jung — und um mich herum herrscht eine Finsternis. Ich möchte leben und lachen . . . Ich bin ja der Dame vom Amte so dankbar, von heute an wird das Leben für mich Sinn und Inhalt haben . . . von heute an, wenn . . .

Er: Hallo, hallo! . . . mein Gott, hallo!

Die Dame vom Amt: Was für eine Nummer haben Sie verlangt?

Er: Was heißt das, „was für eine Nummer"? Dieselbe, von der Sie mich eben getrennt haben. Es ist doch schrecklich! Hallo, Amt! Ich bitte Sie, liebes Fräulein, erinnern Sie sich und verbinden Sie mich wieder mit dem Teilnehmer, mit dem ich gesprochen habe! Haben Sie Erbarmen!

Die Dame vom Amt: Wenn Sie angerufen worden sind, müssen Sie abwarten, bis sich der Teilnehmer wieder meldet. Ich kann unmöglich feststellen, mit wem Sie früher gesprochen haben.

Er: Zum Teufel nochmal!

Durch den Irrtum der Telephondame hat sich eine merkwürdige tragische Begegnung zweier Seelen abgespielt, zweier Menschen, die sich nie gesehen haben. Und dieselbe Dame, die durch eine kleine Handbewegung zwei Seelen einander nahebrachte, hat mit derselben Bewegung wieder die eine von der andern für immer getrennt . . .

(Einzig berechtigte Uebertragung von Philipp Paneth.)

Hundetragödie

Von Volkmar Iro.

Seit sechs Tagen liegt er im strohgepolsterten Käfig neben einem jungen Spitzbastard und einem mageren Airdaleterrier. „Joscha", der langhaarige, weißgraue, russische Steppenhund.

Er starrt durch die Gitterstäbe nach den vorbeigehenden Menschen, die im Asyl des Tierschutzvereins ihre verlaufenen Lieblinge oder Ersatz suchen. Starrt hinaus, wedelt, wartet. Seine Vorderpfote ist lahm, die guten Augen sind trüb, er ist schon ein müder Veteran des Lebens.

Mancher bleibt stehen und ruft ihn an, aber keiner nimmt ihn mit — allen ist er zu alt.

Und während seine Zellengenossen munter auf das Gebell in den Nachbarkäfigen antworten, preßt er die Schnauze in das Stroh und winselt. Ganz leise und todtraurig. —

Vor neun Jahren reiste er in einem mit Kriegsgefangenen vollgestopften Viehwaggon von Sibirien nach Deutschland. Sein Herr hatte einen Steckschuß in der Lunge und den Tod im Leib. Joscha tröstete die alte Mutter und leckte ihr die Hände, wenn sie ihm über den weichen Kopf strich und ihre Tränen sein Fell naß machten. Er hatte seinen warmen, molligen Platz beim Küchenherd, die Mietparteien brachten ihm täglich Knochen und Happen, die Kinder hielten ihn bei den zottigen Ohren fest und spielten mit dem großen, guten Tier, er war der Liebling der Gasse, und es wäre nach den harten, ereignisreichen Jugendjahren ein gutes zufriedenes Leben gewesen — da kam das Verhängnis:

Ein Lastauto trennte ihn in einem fremden Viertel von seinem Frauchen. Er humpelte schnuppernd die Spur zurück, verlief sich, hockte die Nacht halberfroren in einer Baubaracke, suchte am Morgen weiter. Zur Kälte und Müdigkeit kam noch der Hunger. Er strich an Fleischerläden vorbei, wühlte in Abfällen, fand endlich einen alten Knochen. Ein Junge streichelte seinen Kopf. Joscha wedelte freudig und lief ihm hinkend nach, die Stiegen hinauf, kroch rasch durch die geöffnete Türe in die Küche, setzte sich zum Ofen und hob wie bittend die lahme Pfote gegen die Menschen, die um ihn standen und über sein Schicksal stritten. Am nächsten Morgen zog ihn der Junge heulend wieder die Treppen herab, lief an einer Ecke fort. Joscha blieb im Schnee sitzen und wartete geduldig. Lief zurück, wartete vor dem Haus. Als man ihn verjagte, machte er sich wieder auf die Suche nach Abfällen, schlief zwei Nächte im Vorraum einer Sommerlaube. Bettelte und vagabundierte eine Woche lang, bis er mit dem lahmen Fuß nicht mehr weiter konnte. Stumpf und halb erfroren verkroch er sich im Gebüsch eines Vorstadtparks. Ein junger Dackel stöberte ihn auf, verbellte ihn. Man zog ihn heraus, schleppte ihn in ein Haus. Ein Rudel Menschen stand wieder um ihn, gaffte, zuckte die Schultern. Eine arme Frau gab dem verwahrlosten Tier Nachtquartier und einen Teller Suppe. Am Morgen kam der Wagen und holte ihn in das Asyl. —

Jetzt liegt er im Käfig und starrt durch die Gitterstäbe hinaus. Es ist der sechste Tag, der letzte Termin. Der Aufseher geht schon herum und notiert. Bleibt vor dem Käfig stehen. Joscha wedelt freudig und versucht hochzukommen, aber der lahme Fuß ist zu schwach. Der Aufseher schreibt ihn und den Spitzbastard auf, geht weiter, stellt die Liste der Todeskandidaten für den nächsten Tag zusammen:

Meist Bastarde oder alte, häßliche, kranke Tiere. Die Ausgestoßenen, Verbrauchten, Ueberflüssigen. Niemand will sie nehmen, und das Asyl braucht Platz. Morgen erhält jeder eine Blausäureinjektion — es geht schnell und schmerzlos. — Joscha wedelt und sieht dem Aufseher nach. Er hofft noch immer und denkt an seinen warmen Platz beim Küchenherd. —

Warten

Von Th. Ric Andro.

Man hat ausgerechnet, wieviel Stunden seines Lebens der Mensch verschläft, verißt, verarbeitet; aber noch niemals hat sich jemand die Mühe genommen, auszurechnen, wieviel Zeit der Mensch überflüssig verwartet.

Dabei meine ich nicht das große abstrakte Warten auf das Glück, auf die Liebe, auf den Haupttreffer, mit dem manche Menschen ihr Leben verbringen: nein, nur das konkrete, stundenhafte, das einer Sache entgegenblickt, die eintreten müßte, und es nicht tut.

Dabei wird der Theoretiker zwei Arten des Wartens unterscheiden: das tragische, schicksalvolle, das einem geliebten Menschen, einer Nachricht entgegenzittert, das sich auch im Vorzimmer des Arztes abspielen kann: und das banale, gemeine, das, durch Unwichtiges veranlaßt, dich um kostbarste, nie wieder zu ersetzende Lebenszeit bringt.

Diese letzte Form, dies ist das Schlimmste, macht dich „feinsinnig". Vor lauter Langweile beginnst du zu beobachten, was dich nicht im geringsten interessiert; du lauschest Gesprächen; du sagst: nein, wie fein das gelbe Haus gegen den grauen Himmel steht — wenn ich nicht warten müßte, hätte ich es nie bemerkt. — Gieb lieber zu, daß du den Unpünktlichen auf der Stelle schlachten möchtest; du bist dann natürlicher.

Kennst du, o Freund, die Situation, da du, behaglich im Schnellzug sitzend, plötzlich erfährst, daß er gerade seit vorgestern an deinem Reiseziel nicht hält? (Immer tut er das gerade seit vorgestern nicht.) Daß du schon in einer früheren Station heraus und drei Stunden auf einen Personenzug warten mußt?

Wutschnaubend steigst du an einem Ort aus, den du dir nie im Leben gewünscht hast, zu sehen. Auf dem kleinen Stationsgebäude liegt die Mittagsglut. (Immer passiert dergleichen in der heißesten Zeit.) Schokoladenautomat und Personenwage werden dir die Zeit nicht kürzen, also lieber die baumlose, staubige „Bahnhofstracke" entlang zum Ort. Das Städtchen besteht fast nur aus einem Marktplatz; hast du Glück, ist er halbrund, von alten Gebäuden gebildet; da du aber meist Pech hast, ist er viereckig und von Einstockhäusern aus den neunziger Jahren bestanden. Dafür sind die Bezeichnungen der Läden durchaus großstädtisch: da, wo zwei vorjährige Kleider trübselig im Schaufenster baumeln, ist ein „Modenhaus", gleich daneben der „Schuhsalon". Der Friseur preist Bubikopfschnitt an und erweist durch Radiobestandteile und Grammophonplatten, daß er ein moderner Geschäftsmann ist. Von einem Kinoplakat grüßt Harry Liedtke, und nächste Woche ist Sommerfest beim Braunen Hirschen. Vergebens suchst du nach irgend etwas, was der kleinen Stadt allein gehört, was ihr Besonderes ist; es nützt dir nichts. So knapp ist deine Zeit, an soviel schönen Dingen führt das Leben vorbei, die man nicht genießen kann, und gerade hier sollst du drei kostbare Urlaubsstunden verbringen!

Es kann sein, daß unter den vielen albern-neugierigen Blicken, die dir folgen, auch ein Menschenstück ist; er kommt vielleicht unter einer Hornbrille hervor und gehört — aber du erfährst es nie, wem er gehört. Er sagt: ich sehe schon, daß du ein Fremdling bist, der hier nichts zu suchen hat, der nur wartet; aber ich, ich warte schon so lange Zeit, und ich kann nicht, wie du, gleich in den Zug steigen und fortgehen auf Nimmerwiedersehen! Was sind die paar Stunden? Aber ein ganzes Leben ...

Wenn Menschen gut zueinander wären, gäbe es jetzt vielleicht ein Gespräch, vielleicht ein Bekenntnis, vielleicht eine Freundschaft fürs Leben; aber dergleichen kommt nur in Ich-Novellen vor. In Wirklichkeit ist der Mensch gehemmt und scheu; so kommt man nicht zusammen.

Vielleicht ist es doch besser, zur Station zurückzukehren, am Ende gibt es schon eine Zeitung. Man setzt nun doch den Automaten in Bewegung, sieht alle drei Minuten auf die Uhr — und wirklich, ein paar Bauersleute erscheinen mit Körben, der Mann am Billettschalter wischt sich den Bierschaum vom Munde und läßt geräuschvoll das Schiebetürchen hinauf, ein Mädchen kommt mit verwelkten Zyklamensträußen, der Stationsvorstand setzt erregt die rote Kappe auf — dein Personenzug „braust" heran, die Wartezeit ist zu Ende, du stürmst in dein Abteil, selig, daß das Leben wieder beginnt — und ahnst nicht, wie bald du irgendwo und irgendwann auf irgendwas wirst wieder warten müssen!

Der Plattfuß — eine Volkskrankheit

Die Plattfußerkrankung ist lange Zeit nur vom rein ärztlich-chirurgischen Standpunkt aus betrachtet worden, aber in neuester Zeit tritt die soziale Fragestellung immer mehr in den Vordergrund, da man erkannt hat, daß es sich hier um eine überaus verbreitete Erscheinung handelt. Ein hervorragender Kenner konnte das Wort prägen, „daß es kaum eine Krankheit gibt, die soviel soziales Elend schafft, wie der Plattfuß", und der bekannte Orthopäde Dr. Gustav Muskat fordert jetzt in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" auf, alles daranzusetzen, um diese „Volkskrankheit" zu bekämpfen und zu verhüten. Das eigentümliche des Plattfußes ist es ja, daß alle Länder, Rassen und Völker, alle Berufsstände, Altersklassen und Geschlechter davon betroffen werden, ohne daß sich außer der prozentualen Beteiligung erhebliche Unterschiede nachweisen lassen. Es gibt einzelne Berufe, wie z. B. die der Kellner, der Bäcker, auch der Zahnärzte, die besonders darunter leiden, aber man findet auch eine große Zahl von Plattfüßen gerade bei Großstadtbewohnern, die schon von früher Zeit an schwere Lasten schleppen und in klobigen Stiefeln gehen. Ein großer Prozentsatz der Plattfußleidenden wird eine Zeitlang arbeitsunfähig, so daß dadurch der Allgemeinheit große Werte verloren gehen.

Während früher die Männer annähernd doppelt so viel Erkrankungen an Plattfuß aufwiesen als die Frauen, ist heute der Plattfuß mehr und mehr geradezu zu einem „Frauenleiden" geworden. Während sich früher die Zahl der männlichen zu den weiblichen Kranken wie 9 zu 5 verhielt, ist jetzt das Verhältnis wie 3 zu 5. Dies läßt sich leicht daraus erklären, daß die Frauen heute viel mehr als früher im Berufsleben tätig sind, daß sie auch im Haushalt größere Lasten zu tragen haben. Der Plattfuß wird direkt als Berufskrankheit der Hausfrau und der Hausangestellten bezeichnet, d. h. die meisten Frauen müssen infolge ihrer häuslichen Arbeit erkrankt sein. Berücksichtigt man die erschreckend hohen Zahlen bei den Schuluntersuchungen, bei denen weit über 30 Prozent aller Kinder Plattfüße oder die Anlage dazu besitzen, so muß man um die fortschreitende Schädigung der Volksgesundheit dadurch sehr besorgt sein.

Auch in Ländern mit besseren wirtschaftlichen Bedingungen, wie in den Vereinigten Staaten, hat man auf diese Entwicklung sein Augenmerk gerichtet und eigene Anstalten und Schulen für „Fußheilkunst" gegründet, an denen hervorragende Universitätslehrer unterrichten und durch die man das Interesse der weitesten Kreise für eine rechtzeitige Verhütung gewinnen will. Alle Untersucher stimmen darin überein, daß der Plattfuß in mehr als 90 aller Fälle erworben wird und bei rechtzeitiger Erkenntnis allen Schäden vorgebeugt werden kann. Nach den Schuluntersuchungen ergibt sich eine Zunahme des Plattfußes mit steigender Klasse und steigendem Alter; die Häufigkeit dürfte neben dem Kindesalter im zweiten und dritten Jahrzehnt liegen. Plattfußkranke können nach diesem Alter ihren alten Beruf nicht mehr ausfüllen und nur leichtere Arbeit verrichten. Man muß daher bereits im Kindesalter, in der Schule, beim Sport, beim Turnen, bei der Berufswahl und im Erwerbsleben alle Schädigung ausschalten. Die ärztliche Kunst vermag die stehende Krankheit einzuschränken und schwere Veränderungen durch Operation so zu beeinflussen, daß die Gehfähigkeit und damit die Lebensfreude wieder hergestellt wird.

Der Türke

Von Kurt Tucholsky.

Ich habe in Paris einen Türken kennengelernt, der war französischer Untertan, sprach englisch und deutsch. (Mitunter ist es gar nicht so einfach im menschlichen Leben.) Im Kriege hatte dieser Polygott Kunze bei der türkischen Armee Dolmetscherdienste getan, und da hat er wohl vieles gelernt. vieles aufgeschnappt ... Er übersetzte sehr gewandt; als wir mit einem Engländer nicht recht zu Rande kamen, vermittelte er wortgetreu, ohne Verdrehungen und Abkürzungen — sehr gut. Dann sprach er mit mir deutsch.

Er sprach und sprach, und je länger er sprach, destoweniger paßte ich auf das auf, was er sagte — und zum Schluß fielen mir fast die Augen aus dem Kopf. Wo hatte ich diesen Jargon schon einmal gehört? Was war denn das, was dieser Mensch sprach?

Ich fragte ihn nach einem gemeinschaftlichen Bekannten. „Donnerwetter!" sagte der Türke, „das war vielleicht ein Kerl!" Ich sah ihn an, in seinen Augen war kein Arg; er war fest überzeugt, reines Deutsch gesprochen zu haben. Ja — ich nickte beifällig. Und dann sprachen wir von der Verpflegung in der Kriegstürkei. „Da haben wir eine Nummer jesoffen!" sagte der Türke, einfach verheerend —!"

„Ah! — Jetzt wußte ich, wo er sein Deutsch gelernt hatte. Und durch sein Deutsch erschienen wie durch einen Schleier die Lehrmeister dieser erfreulichen Grammatik; mit hohem Kragen, mit Monokel, mit leicht geröteten Gesichtern, mit den nötigen „Harems-Adressen" in der Brusttasche, bekunkert mit deutschen, österreichischen und türkischen Orden, mit dem ganzen Bahnhofsspinat. „Kümmeltürke soll ma reinkomm, übersetzen!" Er näselte wie sie. Er schleppte die Worte wie sie, ließ die Endsilben fallen, hatte genau den Timbre fauler Verachtung, der es nicht verlohnt, das Maul aufzumachen. Er hatte es alles abgeguckt.

„Kenne die Brüder da unten janz jenau!" sagte der Türke. Und im Geist segnete ich die deutsche Kultur, die so schöne Früchte trägt und an der die Welt im allgemeinen und dieser Türkei im besonderen so herrlich genesen war.

Sie sollen meine Frau werden!

Von Curt Krispien.

Farland war gewohnt, das Wartezimmer des Rechtsanwaltes leer zu finden. Dann setzte er sich und blätterte in den Journalen, die so neu wie diese junge Praxis waren, bis der Direktor zum Sprechzimmer öffnete und ihn begrüßte: „Na komm' rein, es ist ja doch niemand da!" Darauf tranken sie einen guten Schnaps und plauderten ein bißchen. Sie waren Jugendfreunde.

Diesmals, als Farland das Wartezimmer betrat, war es nicht leer, sondern eine junge Dame stand darin. Stand groß und schlank und fast ein wenig zu selbstsicher (wie es Farland scheinen wollte) in der Nähe des Fensters. Vermutlich hatte sie ihn kommen sehen. Nun setzte sie sich und sah ruhig vor sich nieder.

Mit maßlos hochmütigem Gesicht, abweisend und von aufreizender Gleichgültigkeit in den Bewegungen, wirkte sie auf Farland, der sich in ihrer kühlen Schönheit unverhofft dicht gegenübersah, so mächtig, daß er sofort von dem quälenden Verlangen erfüllt wurde, mit dieser Frau in irgendeine Beziehung zu treten. Im guten oder bösen.

Er sagte: „Guten Tag." Er fand das dumm oder doch lächerlich. Viel lieber hätte er gesagt: „Wer bist du?" und: „Ich will dich haben!" Spröde und gepreßt klang seine Stimme.

Die Dame sah nicht auf und dankte nicht einmal!

Farland wurde rot. Er wußte nicht, ob Zorn oder Beschämung die Ursache war. Die Lage war ihm neu. Bisher hatten die Frauen ihn verwöhnt, mit solcher Nichtachtung war er noch nie behandelt worden. Unsicher zog er sich einen Stuhl heran, unsicher ließ er sich nieder. Er fühlte sich geduldet. Er war gekränkt und verschlimmerte dies Gefühl nach Art der Empfindlichen durch übertriebene Selbstquälereien.

Da sitzt sie nun, und ich bin nichts in ihren Augen! Nicht wert, daß sie meinen höflichen Gruß erwidert. Ein Kopfnicken ist zu viel für mich. Sie nimmt von mir nicht Kenntnis. Ich bin der Tisch, der vor ihr steht, der Schrank im Winkel. Ich bin — im besten Fall — die Fliege, die ihr Haupt umsummt. Es wird gut sein aufzustehen und fortzugehen, bevor ich eine Dummheit mache, so dachte Farland erbittert.

Aber er ging nicht fort. Er begnügte sich damit, an der Tür den Lichtschalter anzuknipsen, denn es lag ein dämmeriges Grau über dem Zimmer. Als er zurückkam, sah ihn die Dame an und sagte freundlich: „Danke schön." Sie hielt eine Zeitschrift in der Hand und fing an zu lesen.

Was bedeutete denn das nun wieder? Die Ueberraschung ließ ihn abermals erröten. Sie dankte! Dabei hatte es durchaus nicht in seiner Absicht gelegen, ihr das Lesen zu erleichtern. Er hatte gar nicht bemerkt, daß sie las. Sie mußte damit begonnen haben, als er aufgestanden war.

Unruhig und voll Zweifel, wie er sich zu verhalten habe, sah Farland ihre weißen Finger langsam die Seiten umlegen. Ein mittgoldener Ehering an ihrer rechten Hand störte und reizte ihn zugleich. Die weiche Beleuchtung, das nett und wohnlich eingerichtete Zimmer, das vertraulich nahe Beieinandersitzen ließ in ihm die Täuschung möglich werden, er säße zu Haus mit seiner Frau beim Abendessen. Freilich paßten zu dieser Vorstellung weder Hut noch Straßenkostüm. Unter solchen Umständen schien ihm das Verheiratetsein eine erstrebenswerte und ungekannte schöne Sache, und es war direkt verwunderlich, daß nicht alle Leute Eheleute waren.

„Gnädige Frau," sagte er sorgfältig betont, „es ist natürlich unrecht von mir, Sie anzusprechen, denn meine Absichten sind die denkbar schlechtesten. Nicht im banalen Sinne. Oder auch doch. Wie Sie es aufzufassen wünschen: Sie sollen meine Frau werden!"

In der kleinen Pause, die er nun eintreten ließ, klangen die Worte „Sie sollen meine Frau werden" lange und bedeutsam nach.

Jetzt wird sie aufstehen und hinausgehen, dachte Farland, oder sie wird mich empört zurechtweisen oder — sie wird mit mir verhandeln.

Nichts davon geschah. Sie saß mit leicht gesenktem Kopf und blätterte gleichmütig mit ihren weißen Fingern im Journal. Sie sah — schien Farland — wieder sehr stolz und unnahbar aus, und dies neue, völlige Nichtbeachten nach der kurzen Freundlichkeit erregte seinen Zorn in so hohem Maße, daß er nicht weiter sprechen konnte. Er fand sie grausam und teuflisch. Er hätte sie bei den Schultern packen und brutal aufrütteln mögen aus ihrer damenhaften Reserviertheit. Vielleicht hätte er's noch getan, denn jedes Blatt, das ihre gleichmütigen Finger umlegten, steigerte seine Wut. Aber die Tür des Sprechzimmers öffnete sich, und der Rechtsanwalt erschien mit einer liebenswürdigen Verbeugung: „Darf ich bitten, gnädige Frau!"

Sie erhob sich sofort und schickte dabei Farland einen langen Blick zu. Ihre Augen waren wissend und klug und dabei ein wenig verwundert, ungefähr, als ob sie sagen wollten: Na, weißt du nicht, mein Lieber, was das für eine komische und traurige Sache mit dem Leben ist, und vor allem mit der Liebe? — Solche Augen waren das!

Farland blieb verwirrt zurück. Er sah auf die Tür, die sich hinter den beiden geschlossen hatte, und vertrieb sich die Wartezeit mit sinnlosen und überflüssigen Verrichtungen, kramte in seiner Brieftasche, zog vor dem Spiegel seinen Schlips zurecht und ging mit ungeduldigen Schritten im Zimmer umher. Vielleicht war eine gute Viertelstunde vergangen, als der Doktor wieder eintrat, lächelnd und befriedigt.

„Na, komm rein, alter Freund, du kannst mir gratulieren. Die erste Klientin war da!"

Farland ergriff hastig die entgegengestreckte Hand. Er atmete langsam und tief wie ein Schwimmer, der schon eine große Strecke hinter sich gelassen hat, die Hauptanstrengung aber noch vor sich sieht.

„Rasch, sag: Was ist mit ihr?"

„Ehescheidung! Ich mußte mich schriftlich mit ihr auseinandersetzen. Sie ist ertaubt durch einen Unfall. Ihr Gatte will sich deshalb von ihr trennen."

Farland schob sich an seinem Freund vorbei ins Sprechzimmer. Hier also hatte sie ihre Leiden erzählt und ihre nackte Seele gezeigt. Ertaubt! Das erklärte alles. Das Schweigen und die kühle Reserve.

„Und sie?", fragte er eindringlich, ohne sich um die Verwunderung zu kümmern, die sein befremdliches Benehmen hervorrief.

„Sie ist damit einverstanden, und das ist gut so."

„Das ist gut so," wiederholte Farland fröhlich. „Das will ich meinen. Es ist sogar ganz ausgezeichnet!"

Der Rivale

Novelle von Hans von Wilsdorf.

Die Stadt dampfte. — Zehn lange Stunden hindurch hatte sich die unbarmherzige Sonnenglut in die Mauern gefressen, die nun schwülen Atem von sich gaben. Trotz sternklarer Sommernacht drang keine Kühlung in den Steinhaufen der Großstadt.

Solche Nächte waren Max Kalenskis beste Arbeitszeit.

Da schlossen sogar oft die vorsichtigeren Hausbewohner die Fenster im Erdgeschoß nicht, um wenigstens die frische Morgenluft in die Zimmer zu lassen. In solcher Nacht konnte man bessere Beutezüge machen als je sonst im ganzen Jahr.

Max strich vorsichtig die Straße entlang, die Mütze tief ins Gesicht gezogen. Mit Kennermiene musterte er eine prunkvolle Villa gegenüber. Prächtige seidene Vorhänge an den Fenstern. Klobige Umrisse schwergeschnitzter Möbel innen .... Da drin mochte wohl manches zu holen sein ...

Die vier ersten Fenster rechts vom Eingang waren weit geöffnet; im nächsten Zimmer brannte noch Licht, ein schwarzer Schatten bewegte sich hinter heller Gardine. — Höchstwahrscheinlich das Schlafzimmer.

Schnell huschte er über die Straße und ließ die Taschenlampe vor dem Namensschild am Haustor aufblitzen. „Dr. Schmidt, Facharzt usw." Na ja, der würde schon genug Wertvolles in seiner Bude haben ... wenn er man bloß erst im Bette läge ...

Doch Geduld ist die erste Bürgerpflicht des Einbrechers. — Max ging auf seinen Beobachtungsstand zurück und wartete mäuschenstill, bis das Licht im Schlafzimmer erlosch. Dann ließ er noch eine Sipopatrouille vorbei. — So, jetzt war's soweit! ...

In der Rechten die schwarze Ledertasche balancierend, schwang er sich über den Zaun des Vorgartens. Noch ein paar Klimmzüge an der Mauer, und schon war er drinnen. — Die Berufsehre verlangte, daß so ein Einstieg nicht länger als dreißig Sekunden dauerte.

Er ließ das Licht der Taschenlampe im Zimmer wandern. — Donnerwetter! ... Da stand ja ein ganzer Haufen Silberzeug herum; mehr als er schleppen konnte ... Zunächst nahm er sich die Kleinigkeiten vor; fürs erste verschwanden zwölf Likörbecher, drei silberne Teller und einiges Besteck im Bauch der Tasche. Dann wandte er sich dem Kaffeeservice zu. Als er eben der Tortenschale zu Leibe gehen wollte, hörte er ein Geräusch am Fenster ...

„Verflucht!! ..."

Er drückte sich in eine Ecke und entsicherte den Revolver.

Und er sah, was er erwartet hatte ... Wahrhaftig, da stieg noch einer durchs Fenster!! ... Ein Rivale!! ... Genau wie er, in kurzen Hosen und Gamaschen, die Sportmütze im Genick ... Das hatte ihm gerade noch gefehlt!! ... Sollte er den Burschen niederknallen? ... War zu gefährlich ... Wenn der Schuß gehört wurde, kam er womöglich nicht mehr rechtzeitig fort ... Also mußte man sich gütlich einigen ...

Indessen war der andere „Besucher" im Zimmer angelangt. Max rief ihn leise an.

„Nanu?" flüsterte es zurück, „det Feld meiner Nachtschicht is woll schon besetzt? ..."

„Jawoll!! ... Such' dir man 'n anderes Revier! ..."

„Mißt' ich ja Tinte jesoffen haben ... Denke jar nich dran ... Wir machen Halbpart, vastehste? ... Kannste bestens profitieren ... Ick kenne die Bucht hier ... der Olle hat mir als Diener rausjeschmissen ... Ick weeß, wo er de Moneten hat ... hab' mir 'n Nachschlüssel jebaut ..."

Max mußte wohl oder übel einverstanden sein. Er fuhr fort, das Silber einzupacken, während der andere mit raschem Griff einen geheimen Wandschrank öffnete. Dicke Banknotenbündel lohnten das Wagnis.

„In dein' mickrigen Koffer krichste doch jar nich det janze Silber rin", sagte er zu Max. „Weeste wat? ... Wir nehmen 'ne Portiere von det Fenster ab und wickeln den janzen Krempel rein ... Klettre mal uff den Stuhl ... ick halte dir ..."

Während aber Max mit beiden Händen die Portiere abhakte, zog ihm der andere blitzschnell den Revolver aus der Rocktasche. Als Max sich umwandte, sah er in die Mündung seiner eigenen Waffe.

„Du Hund!! ... Dat nennst du Halbpart?!? ..."

„Nimm man ruhig die Händchen rauf, bis ich an die Polizei telephoniert habe ..."

„Wat?!? ... Pfeifen willste auch noch?? ..."

Und Max mußte, mit hocherhobenen Händen auf dem Stuhl stehend, folgendes Gespräch anhören:

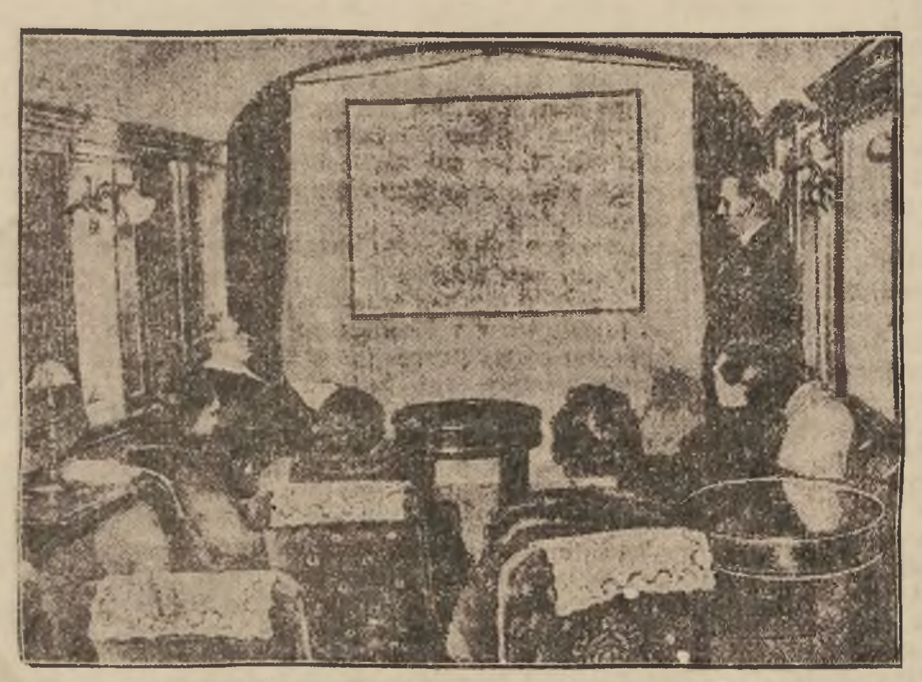
„Hier Dr. Schmidt ... Ich habe soeben in meiner Wohnung einen Einbrecher gefangen ... Jawohl, persönlich ... Ich hörte Geräusche, und da ich keine Waffe bei mir hatte, habe ich mich rasch ein wenig maskiert und bin in meine eigene Wohnung eingebrochen ... Sehr richtig ... Zum Schlafzimmerfenster hinaus und zum Wohnzimmerfenster wieder hinein ... hat alles tadellos geklappt ... jawohl, der Mann ist vollkommen unschädlich ... holen Sie ihn nur recht bald ab, sonst kriegt der arme Kerl noch einen Krampf in die Arme ..."

BILDER DER WOCHE



Der Präsident als Bauer

Polens Staatspräsident, Moscicki, nimmt in Bauerntracht an einem Erntefest auf seinem Landsitz teil.



Die europäischen Eisenbahnen amerikanisieren sich

In den Schnellzügen Budapest—Prag werden durch ein konzessioniertes Privatunternehmen künftig Filmvorführungen veranstaltet.



Am 10. September

jährt sich der Todestag der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die in Genf dem Dolch eines Fanatikers zum Opfer fiel, zum 30. Male.



Eine verödete Stadt

Die gesamte Athen, wo durch die Erkrankung von 100000 Personen an einem epidemischen Fieber das öffentliche Leben stillgelegt ist. Wir zeigen das Opernhaus in Athen mit den davor aufgebauten Verkaufsständen — ein Platz, der jetzt völlig verödet daliegt.



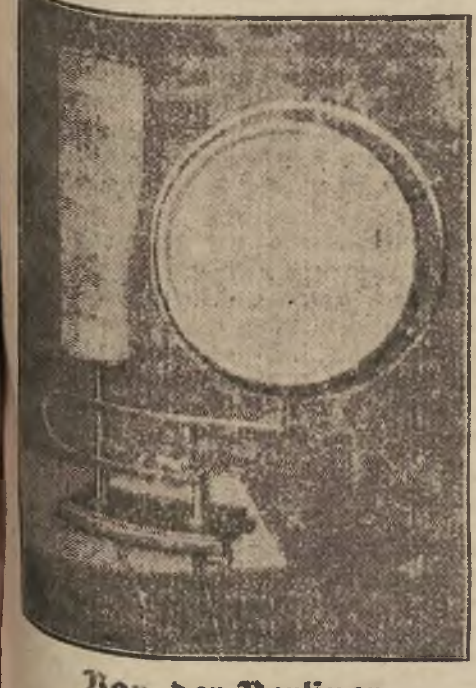
Auch Venizelos am Fieber erkrankt

Die Fieberepidemie, die zurzeit in Griechenland und namentlich in Athen wütet, hat auch den Ministerpräsidenten Venizelos ergriffen, so daß er ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Außer ihm sind noch fünf weitere Mitglieder des Kabinetts an der Seuche erkrankt.



Eine albanische Krönungsbriefmarke

wurde anläßlich der Proklamation Achmed Zogus zum Könige von Albanien herausgegeben, d. h. auf die bisherige Marken wurden die Initialen Achmed Zogus und ein den Kopf des Diktators umgebender Lorbeerkranz aufgedruckt.



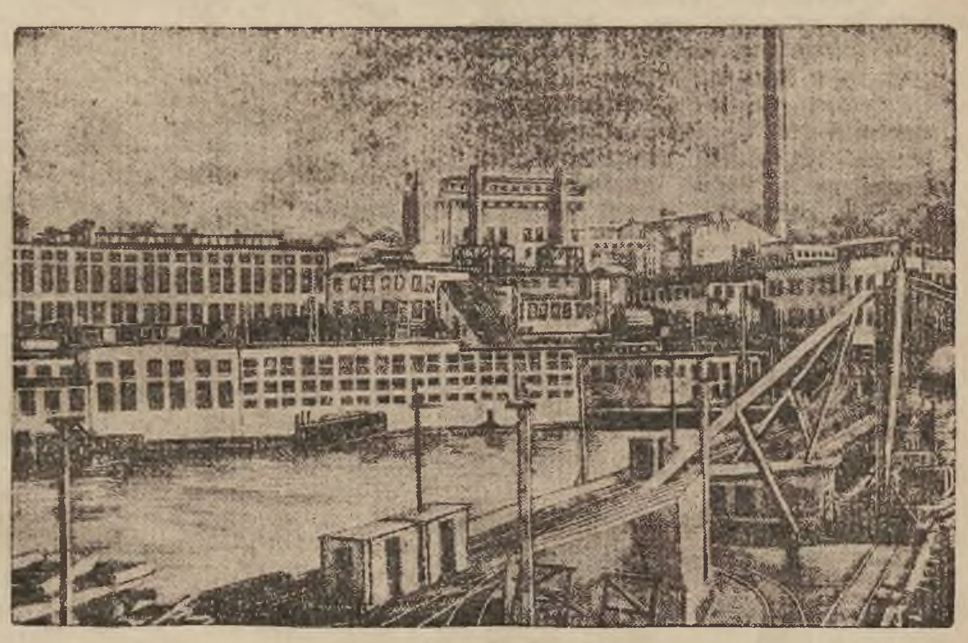
Von der Berliner Funkausstellung

Ein Lautsprecher (rechts), der in geschickter und geschmackvoller Weise mit einer Tischlampe (links) kombiniert ist.



Als Vermählte empfehlen sich

Professor Franz Behounek, wissenschaftlicher Begleiter der „Italia"-Expedition, und Frau, Tochter des Professors Felix-Prag.



Stätten der Arbeit

Elektrizitätswerk am Powell-Fluß (Südstaaten von Nordamerika) mit Oelmühlen und Aluminiumfabriken im Hintergrund.



Neue Wege der Luftschiff-Hilfstechnik in Amerika

Die erste Aufnahme von dem amerikanischen „Los Angeles" am kurzen fahrbaren Ankermast, mit dem die Amerikaner ausgezeichnete Erfahrungen gemacht haben.



Das Antlitz der Landschaft

Die Küste des Adriatischen Meeres bei Ragusa (Jugoslawien).

Wer wandert mit?

> Das Wandern macht frisch, das macht stark, und das macht klug. Man lernt eine Menge dabei, besonders auch, wie man lebt und fröhlich wird.
>
> Rosegger.

Sommer ist's! Die Sonne lacht. Der Vögel Sang, der Blumen Pracht locken uns wieder in Wald und Feld. Da möcht' ich seh'n, wen's zu Hause noch hält. Wer nur kann, zieht hinaus in die strahlende Welt!

Ja, wer will es den Menschen verdenken, daß es auch ihnen dann im Hause zu eng wird? Liegt doch das Wandern im Blut, und alljährlich zeigt uns der erste sonnige Frühlingssonntag den Zug der Massen ins Freie, das Drängen zum Licht. In den ersten Schneeglöckchen, in den Kätzchen der Weiden, in dem kaum sichtbaren Grün zarter Knospen grüßen wir die ersehnten Boten des nahenden Lenzes; das freudige Trillern der Lerche, es kündet uns ebenfalls Lenz, Liebe und goldene Zeit. Alles ruft hinaus in Gottes schöne Natur!

Die Bedeutung der Wanderungen für unsere Gesundheit wurde der großen Öffentlichkeit nahegeführt, als vor nun fast zwanzig Jahren über die glänzenden Erfolge der sogenannten „Geländekuren“ berichtet wurde. Der jetzige Rektor Palm und der später gefallene Dr. Röder haben in verständnisvollem Zusammenwirken von Lehrer und Arzt damals durch methodische Untersuchungen den Einfluß kürzerer Wanderungen auf das Befinden schwächlicher oder kränklicher Schulkinder festgestellt. Sie fanden, daß besonders die nervösen Schwächezustände der Jugend, Appetitlosigkeit, Bleichsucht und Blutarmut durch solche Wanderungen äußerst günstig zu beeinflussen sind.

Gleiche Versuche wurden danach von diesen Herren mit zwölf herzkranken Kindern unternommen; Kindern, von denen neun einen kompensierten Herzklappenfehler, drei eine funktionelle Herzstörung hatten. In die Umgebung von Friedrichroda (Thüringen) wurden täglich Wanderungen gemacht, die innerhalb von sechs Tagen auch bei diesen Kindern bis auf zwanzig Kilometer gesteigert werden konnten. Das ganz genau festgelegte Gesamtergebnis dieser Versuche zeigte eine überraschend gute Wirkung, sowohl in körperlicher wie auch in geistiger Beziehung.

Was hier, mehr experimentell, an den Kindern beobachtet wurde, das kann genau so gut jeder Erwachsene bestätigen, der seine Wanderstiefel wieder an die frische Luft führt. Ja, dieselben gesundheitlichen Vorteile, die sich bei Herzkranken ergaben, sie werden Gesunden in noch höherem Maße zuteil. Und hat man nicht Zeit, sechs Tage zu wandern, so gönne man sich doch einen. Das ist immerhin besser, als wenn man überhaupt nicht hinauszieht!

Besonders die großstädtischen Verhältnisse verlangen das. Ihr gesundheitsschädigender Charakter kann uns nicht besser illustriert werden als durch die Tatsache, daß fast alle Familien hier nach drei bis vier Generationen aussterben. Ja, würde vom Lande nicht immer wieder Ersatz zuströmen, dann stände es um die Entwicklung der Großstädte schlecht. Dieser allgemein feststellbaren „Verstädterung“ gegenüber ertönt mit Recht der Ruf: „Zurück zur Natur!“ Licht, Luft, Sonne und Bewegung braucht der Körper; und findet er die nicht gerade bei Wanderungen?

Wandern soll aber nicht nur der Städter; auch der Landmann dürfte nicht darauf verzichten! Seine langbemessene und meist schwere Arbeit verpflichtet ihn, gleichfalls einmal auszuspannen. Er, der unter dem Druck seiner Tätigkeit vielfach kein Auge hat für die Schönheit der Landschaft, bei einem schönen Spaziergang „über Feld“ genießt auch er die Natur und ihren Segen, bei einer Wanderung findet auch er neue Eindrücke, die sein Denken befruchten und erfrischen!

Wandern ist eine Kunst, die nicht jeder versteht. Man muß dabei frei sein vom innerem Druck, frei aber auch von äußerer Belastung. Ist das etwa ein reiner Genuß, wenn jemand bepackt wie ein Maultier auf Fahrt geht? Oft genug sehen wir unsere Jugend so die Straße ziehen, daß wir sie nicht beneiden, daß sie uns fast leid tut. Das gibt keine Erholung; und die Betreffenden würden es selbst auch merken, wie falsch sie beraten sind, wenn sie nicht eben noch so jung wären.

Dann das „Kilometerfressen“! Das ist auch so eine unrichtige Einstellung. „In der und der Zeit sind wir von da bis da gelaufen,“ so wird stolz berichtet. Das ist bestenfalls „Fußgänger“- oder „Laufsport“, aber kein Wandern! Von Kilometerstein zu Kilometerstein sind sie geeilt, den Weg sind sie gegangen; von dem, was am Wege lag, haben sie aber nicht viel gesehen! Und doch sollten bei Wanderungen gerade die Sinne ihren Festtag haben: an der farbenfrohen Landschaft soll sich unser Auge weiden; das Summen der Bienen, das Singen der Vögel, es sei Musik für unser Ohr; die frische Luft, der Blütendüft beleben unsere Geruchsnerven usw. Ja, auch die Stille der Natur, das „Schweigen im Walde“ kann uns etwas anderes bedeuten als das ängstliche Gefühl des Alleinseins, es kann auf der — sagen wir einmal — Flucht in die Einsamkeit uns zur freudigen Erfüllung werden: Endlich ist es erreicht! Ferien vom Alltag, Ferien von Haus und Beruf, Ferien vom gewohnten Ich! — Die Eindrücke, die eine frohe Wanderung uns vermittelt, sie bleiben noch jahrelang frisch. Als wäre es gestern erst gewesen, so lebhaft steht uns alles vor Augen. „Der wundervolle Sonnenaufgang!“ so schwärmt der Langschläfer, der sonst diese Stimmung nicht kennt. Aber der richtige Wanderer ist ein Frühaufsteher; er weiß, wie wahr Eichendorff sagt: „Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen.“ Es gibt tatsächlich nichts Schöneres, als so eine Morgenwanderung durch taufrische Landschaft! Denn den Wandersmann kann auch ein regnerischer Tag nicht zu Hause halten. Auch der bietet ihm etwas; zeigt er ihm doch einmal ein anderes Gesicht der Natur, andere Bilder und anders sich gebende Menschen, und dahinter offenbart sich ihm die Seele des Wetters in neuem Reichtum.



Abendrast am Meeresstrand.

Immer neue Blicke, steter Wechsel der Landschaftsbilder, die Welt, einmal von unten, dann von oben, das ist es, was hier so reizvoll wirkt. Gesundheitlich fallen dabei die vertiefte Atmung reiner Bergluft, kräftige Betätigung der Muskeln und Beschleunigung des Blutkreislaufs als Vorteil in die Wagschale. Daß nach anstrengender und genußreicher Wanderung der Appetit nicht fehlt und ein fester, erfrischender Schlaf den müden Körper umfängt, darf auch als günstige Wirkung beachtet werden.

Das Frei- und Frohgefühl, das den Wanderer erfüllt, es kommt zum Ausdruck in dem Bedürfnis nach Gesang und Spiel, besonders, wenn eine gleichgestimmte Gesellschaft zusammen ist. Einer stimmt ein Lied an, und bald singen alle mit, selbst die, deren Stimme alles andere als schön ist. Das schadet aber nichts. Singen gehört eben zum Wandern; wofür auch die Fülle unserer Marsch- und Wanderlieder spricht.



In früheren Jahren war das Wandern etwas Selbstverständliches — fast jeder junge Mensch wurde Wanderbursche, damit er die Welt erst kennenlernte —, mit den veränderten Verhältnissen ist das ziemlich abgekommen. Die ganze Welt hat die frühere Ruhe verloren. Hasten und Jagen ist bezeichnend für die heutige Zeit. Man macht die Wege nicht mehr zu Fuß; man fährt, wo man kann; da kommt man schneller hin. Vom Standpunkt des Arztes aus ist das vielleicht zu bedauern. Das frühere „Eile mit Weile“ war der Gesundheit sicherlich zuträglicher, besonders den Nerven! Aber die Verhältnisse haben sich nun so entwickelt, und heute können wir die schnellen Verkehrsmittel nicht mehr entbehren.

Doch beim Wandern, für das auch diese Zeilen werben, kann man vorteilhaft beides verbinden. Bahn und Auto bringen uns schnell aus dem Häusermeer heraus. Dort, wo es draußen grün und schön ist, wandern wir. Denn so schnell und bequem jene uns auch durch die Landschaft tragen, den rechten Genuß haben wir immer erst dann, wenn wir ruhig und ohne Hast die ganze Schönheit eines Bildes in uns aufnehmen und still verarbeiten können.

Wir wollen und müssen Kinder unserer Zeit sein; wir müssen aber wieder lernen und dürfen es nie vergessen, daß unsere Lebenskraft wurzelt in der Urmutter Natur. Ihr wollen wir treu bleiben, zu ihr wollen wir immer wieder hinauswandern und wird uns reichen Lohn bringen.

Dr. Joachim Heinz.

Laurahütte u. Umgebung

Mariä Geburt

Am 8. September ist das Fest Mariä Geburt. In manchen Diözesen wird die Geburt Mariens als hoher Feiertag gehalten, in andern Diözesen am darauffolgenden Sonntag gefeiert. Der Ursprung dieses Festes reicht in die ältesten christlichen Zeiten zurück.

An dieses Fest knüpfen sich auch einige Bauernregeln. Die eine lautet:

An Mariä Geburt
ziehn die Schwalben furt.

Tatsächlich verlassen uns von diesem Tage ab die meisten Zugvögel und treten ihre Wanderung nach dem Süden an. In manchen Gegenden lautet dieselbe Bauernregel:

An dem Tage Mariä Geburt,
nimmt die Schwalbe den Reisegurt.

Auch fürs Wetter ist der Tag vorbedeutend, was aus folgendem Spruch hervorgeht:

Wie sich's Wetter an Mariä Geburt tut verhalten,
so soll sich's weiter vier Wochen gestalten.

Vom Minderheiten-Gymnasium.

=S= Aus dem Lehrerkollegium schieden aus: Die Herren Professor Fojanc und Studienrat Diespert krankheitshalber, ferner die drei Damen: Buchwald, Latacz und Adamek. Neu traten ein die Herren Studienrat Plomienski, Professor Stein und Studienrat Busch sowie drei Damen. Die beiden Lehrfächer Englisch und Latein werden jetzt schon in der Obertertia wahlfrei erteilt, nicht wie im Vorjahr erst in der Untersekunda.

Apothekendienst.

=S= Am Sonntag, den 9. d. Mts., hat die Stadtapotheke den Dienst.

Unfrieden wegen der Autobus-Linie.

=S= Wegen Differenzen mit dem Inhaber der Konzession der Autobuslinie Siemianowitz—Kattowitz zog der Besitzer seine beiden Autos vorläufig zurück. Der Konzessionsinhaber stellte das Bernowitzer Auto in den hiesigen Dienst ein.

Typhus verdächtig.

=S= Der Arbeiter K. aus Michalkowitz wurde als typhusverdächtig in das hiesige Knappschaftslazarett eingeliefert.

Benzinexplosion.

=S= An der Chaussee auf Alfredschacht explodierte der Benzinbehälter eines Lastautos. Trotz sofortigen Eingreifens der Hohenlohehütter Feuerwehr verbrannte das Auto bis auf das Eisengestell vollständig.

Friedhofsfrevel.

=S= Man kann immer wieder feststellen, daß Kinder ohne jede Veranlassung und Aufsicht sich auf den Friedhöfen herumtreiben und die Gräber mutwillig beschädigen. Man faßte gestern einen Knaben ab, der mit einer Peitsche den Lebensbäumen die Aeste abschlug und dasselbe beim Epheu versuchte, wobei er erwischt wurde. Ein trauriges Zeichen für die Verrohung der heutigen Jugend.

Wettervorhersage für die zukünftige Woche.

Am 9. September: Sonne, Wolkenzug, warm, nachts kühl; am 10. September: heiter, schön, warm, später Gewitter; am 11. September: Sonne, warm, strichweise Gewitter, dann kühl; am 12. September wenig verändert; am 13. September: heiter, angenehm warm, nachts kühl; am 14. September: kaum verändert; am 15. September: Sonne, Wolken, warm, mancherorts Regen.

Kinderfest.

=S= Heut nachmittags 2 Uhr veranstaltet die R. Fitzner-Nietenfabrik ein Fest für die Kinder ihrer Belegschaft. Die Eltern werden ersucht, ihre Kleinen recht zahlreich an dem Feste teilnehmen zu lassen.

Die vorgenannte Firma begeht im Oktober d. Js. ihr [illegible]jähriges Jubiläum.

Ein Kind vom Milchwagen überfahren.

=O= Auf dem gestrigen Wochenmarkt in Siemianowitz wurde ein 4jähriger Knabe infolge Unachtsamkeit der Mutter von einem Milchwagen der Firma R. überfahren. Während die Mutter an einem Obstwagen auf der stark belebten Straße um den Preis feilschte, wollte der Knabe den Fahrdamm überschreiten und geriet dabei unter die Räder des langsam fahrenden Milchwagens. Obgleich die Räder über einen Fuß und eine Hand hinweggingen, ist doch dem Kinde glücklicherweise nichts passiert, es stand sogar selbst auf. Es hätte nicht viel gefehlt und die Mutter hätte durch ihre Unachtsamkeit ihr Kind verloren. Dieser Vorfall sollte allen Müttern zur Warnung dienen, ihre Kinder streng unter Aufsicht zu halten.

Rückgang in der Arbeitslosigkeit.

=S= Nachdem in den vergangenen Monaten die Gruben Ficinus und Richterschächte 150 Mann neu eingestellt haben, will man die Belegschaft um weitere 200 Mann verstärken.

Beamtenpensionskasse der Königs- und Laurahütte.

Am 1. Januar 1928 gilt die Beamtenpensionskasse der Vereinigten Königs- und Laurahütte als liquidiert und die Mitglieder erhielten eine Aufwertung von 60 Prozent auf Goldbasis. Die Beamten dieser Werke bleiben jetzt nur noch in der Angestelltenversicherung versichert.

Preise auf dem Wochenmarkt.

=S= Wochenmarkt ist wieder heute, das erfreut diejenigen Leute, welche bei den vielen Gaben schön Auswahl können haben. Und die festen Preise sind zwar nicht niedrig, aber hoch, denn es kosten: Mohrrüben 25—40 und Oberrüben 30 Groschen pro Bündel, Blumenkohl 80 Groschen, Welschkohl 60 Groschen, Salat 20 Groschen und Kraut 26—30 Groschen pro Kopf. Gurken 20 Groschen, Grünzeug 70 Groschen und Zwiebeln 30 Groschen pro Pfund. Für 1 Zloty erhält man 14 Pfund neue Kartoffeln und für 25 und 30 Groschen sogar eine ganze Zitrone. Für Kochbutter verlangte man 2,80 Zloty, Eßbutter 3 Zloty, Dessertbutter 3,50 Zloty und die fleißigen Hühner gaben 6 Stück Eier für einen Zloty her. — Auf dem Fleischmarkt kostete: Rindfleisch 1,30—1,40 Zloty, Schweinefleisch 1,50 Zloty, Kalbfleisch 1,40 Zloty, Speck 1,60 Zloty, Talg 1,20 Zloty, Krakauerwurst 2 Zloty, Knoblauchwurst 1,70 Zloty, Leberwurst 2 Zloty und Preßwurst 1,80 Zloty pro Pfund.

Versammlung ehemaliger Kriegsgefangener.

=S= Der Verein ehemaliger Kriegsgefangenen für die Wojewodschaft Schlesien, Ortsgruppe Siemianowice, hält am Sonntag, den 9. d. Mts., vormittags 10½ Uhr, im Saale des Herrn Wzatek hierselbst eine Versammlung ab. Pünktliches und zahlreiches Erscheinen der ehemaligen Kriegsgefangenen ist im eigenen Interesse erforderlich.



Die verkannte Starnummer

„Mensch, Maxe — du hast vergessen, das Kalenderblatt abzureißen. Heut' ist schon der achte!"

Kathol. St. Agnesverein Laurahütte.

=S= Der kath. St. Agnesverein Laurahütte hält am Dienstag, den 11. d. Mts., abends 7 Uhr, die fällige Monatsversammlung im Vereinslokal Generlich ab. Der Vorstand bittet um recht zahlreiches und pünktliches Erscheinen.

Monatsversammlung des Alten Turnvereins.

=O= Am Donnerstag, den 6. d. Mts., abends 8 Uhr, hielt der Alte Turnverein im Vereinslokale seine fällige Monatsversammlung ab, die infolge Erkrankung des ersten Vorsitzenden vom 2. Vorsitzenden geleitet wurde. Nach der Aufnahme neuer Mitglieder gab der Vorsitzende bekannt, daß die Gemeinde Siemianowitz dem A. T. V. nach langen Bemühungen endlich das Eigentumsrecht an seinen in den Turnhallen befindlichen Turngeräten zuerkannt hat. Die Geräte stehen nunmehr zur Verfügung des A. T. V. und die Versammlung bevollmächtigte den Vorstand, alle weiteren die Benutzung der Geräte betreffenden Schritte zu unternehmen. Turnbruder Gerhard Zweiger schilderte hierauf seine Fahrt und seine Erlebnisse nach bezw. in Köln beim Deutschen Turnfest, Turnbruder Fedelinski seine persönlichen Eindrücke gelegentlich dieses Festes. Für die Spielableilung des A. T. V. gab Turnbruder Goboszyk den Spielbericht, aus dem hervorging, daß die Spielabteilung noch viel zu lernen hat. Zur Aussprache über die erforderlichen Schritte soll demnächst ein besonderer Mannschaftsabend stattfinden. Der Vorsitzende gedachte hierauf des von hier scheidenden ersten Zeugwarts, Turnbruder Laqua, und wünschte ihm für seinen neuen Wirkungskreis Hirschberg viel Glück. Zum Schluß wurde noch bekannt gegeben, daß Turnbruder Dr. Skuppe seinen Vortrag „Erste Hilfe bei Unfällen", verbunden mit praktischen Uebungen, bestimmt in der nächsten Versammlung halten wird.

Sportliches

Die Entscheidung fällt.

07 Laurahütte — Naprzod Lipine.

s. Wiederum hat die 07-Elf eine schwere Aufgabe zu lösen, und zwar am morgigen Sonntag in dem Meisterschaftstreffen mit dem K. S. Naprzod Lipine. Das Spiel gilt gleichzeitig als Entscheidungstreffen um den Meister im Königshütter Bezirk, da, falls der K. S. 07 Laurahütte gewinnt, er unwiderruflich den Meistertitel erringt; im anderen Falle wird ein Entscheidungsspiel notwendig sein. Möglich ist es aber, daß die drei Vereine wie: 07, Amatorski und Naprzod die gleiche Punktzahl erreichen und dann die Meisterschaftsfrage noch verzwickter erscheinen wird. Also hat das obige Treffen, welches auf dem neuen 07-Platz zum Austrag gelangt, eine große Wichtigkeit in sich und dürfte bestimmt eine große Zuschauermenge auf die Beine bringen. Beide Vereine werden mit ihren besten Kanonen antreten, um nur zum Erfolge zu kommen. Entscheidend wird in diesem Spiel wieder der Schiedsrichter sein und Pflicht wird es von der Schiedsrichtervereinigung sein, nur einen befähigten Leiter nach Laurahütte zu delegieren. Spielbeginn 4 Uhr nachm. Vorher treffen sich die Reserven beider Vereine. Kein Sportler dürfte sich diesen Kampf entgehen lassen.

Tennis.

07 Laurahütte — 06 Myslowitz.

Nach Myslowitz pilgert die neugegründete Tennisabteilung des K. S. 07 zum dortigen 06-Klub zwecks Austragung eines Freundschaftsspieles. Auf den Ausgang darf man gespannt sein, zumal die Laurahütter im ersten Spiel gegen den K. S. Pogon Kattowitz nur knapp unterlagen. Abfahrt der Spieler um ¾7 Uhr früh ab Bahnhof Laurahütte. Beginn der Kämpfe um 9 Uhr vormittags.

Gottesdienstordnung:

St. Kreuzkirche — Siemianowitz.

Sonntag, den 9. September.

6 Uhr: für die Parochianen.
7½ Uhr: für ein Jahrkind Georg Bregula.
8¼ Uhr: für verst. Pfarrer Kunze vom deutschen Vinzenzverein.

Jenseits der Grenze

Sommers Ausklang. — Kommt ein harter Winter? — Bausaison 1928. — Theaterbeginn.

(Westoberschlesischer Wochenendbrief).

Gleiwitz, den 8. September 1928.

Der oberschlesische Sommer neigt sich seinem Ende zu. Es [illegible] sogar schon neben recht warmen einige herbstliche Tage, ob[illegible] programm- und kalendermäßig der Herbst mit seinem Einzug eigentlich noch einige Wochen zu warten hätte. In den Zei[illegible] erschienen, weil ansonsten wenig los ist, Meldungen, die [illegible] wollen, daß die zeitigen Herbsttage, die Oberschlesien diese [illegible] erlebte,

einen harten frostigen Winter ankündigen

[illegible]. Den kältesten Winter hat Oberschlesien übrigens [illegible] erlebt, wo wochenlang eine Kälte von über 40 Grad [unt]er Null herrschte. Aber wir wollen uns nicht mit den [Wett]erpropheten streiten, wir werden es ja am eigenen Leibe [illegible]. Vorläufig freuen wir uns noch der Sonne und der [illegible] Tage, die uns der Herbst noch beschert, zumal gerade der [illegible] in den oberschlesischen Wäldern, wenn die Bäume sich ver[illegible] und das bunte Laub fällt, besonders schön ist.

Die oberschlesische Reichsbahndirektion hat am letzten Sonn[tag] eine Sonderfahrt zu verbilligten Preisen in das Reichen[steiner] Gebirge veranstaltet, an der viele Oberschlesier, insbesondere aus den Industriestädten, teilnahmen. Besonders schön [illegible] eine herbstliche Wanderung nach der [höch]sten Erhöhung Oberschlesiens, der Bischofskoppe, [illegible] man sich in der stämmigen oberschlesischen [illegible] besonders wohl fühlt. Verlohnend ist auch ein [Herb]stausflug nach dem oberschlesischen Bad Karls[ruhe], das in diesem Sommer sein 75jähriges Bestehen feierte [illegible], nachdem es in den letzten Jahren von der gemeinnützigen [Sied]lungsgesellschaft für Bergleute neu ausgebaut worden ist, [viele] Besucher aus Ostoberschlesien hat, da es von den Ostober[schlesiern] ohne Paß, lediglich mit der Verkehrskarte, er[reicht] werden kann.

Bei diesen herbstlichen Wanderungen, zu denen man die [illegible] Tage benutzt, hat man Zeit und Muße, einen kleinen [illegible] zu halten, was uns Westoberschlesiern der Sommer [1928] gebracht hat. Hierbei fallen dem aufmerksamen Beobachter beim Rundgang durch die oberschlesischen Städte besonders die vielen Neubauten auf. Auf dem Gebiete des Wohnungsbaues ist in diesem Sommer allerdings weniger als in früheren Jahren gebaut worden. Dagegen ist eine sehr starke Bautätigkeit entfaltet worden bei der

Schaffung neuer großer öffentlicher Gebäude.

Die Stadt Beuthen hat sich besonders in diesem Sommer die Durchführung ihres großzügigen Schulbauprogramms angelegen sein lassen. Die neue schöne Baugewerkschule, die auf dem Moltkeplatz ersteht, ist kurz vor der Vollendung. Der Moltkeplatz in Beuthen verspricht überhaupt städtebaulich der schönste Platz Beuthens zu werden. Gegenüber der Baugewerkschule wird voraussichtlich das neue Beuthener Rathaus zu stehen kommen. Zunächst werden die neuen Bäume für die städtischen Kassen auf dem Platz gebaut werden. Man hofft, noch in diesem Herbst mit den Arbeiten beginnen zu können. Auch die anderen Schulbauten in Beuthen, der Bau des Realgymnasiums und der Mittelschule, sind gleichfalls vorwärtsgeschritten. Beide Bauten, die architektonisch sehr wirkungsvoll ausgeführt und auf das modernste eingerichtet werden, sollen ebenfalls noch dieses Jahr bezugsfertig werden.

In der Arbeitergroßstadt Hindenburg ist allerdings von den großen Plänen, die zur Schaffung eines Großstadtkerns dienen sollen, in diesem Sommer noch nichts verwirklicht worden, denn zur Durchführung dieser großartigen Projekte gehören viele Millionen, die in der heutigen Zeit leider nicht zu beschaffen sind. Das neue Hallenschwimmbad in Hindenburg, das mit einer Beihilfe des deutschen Städtetages gebaut wird, ist ebenfalls noch nicht fertig. Vor Beginn des Winters will man allerdings noch mit dem Bau des neuen Polizeiamtsgebäudes beginnen, nachdem endlich über die Platzfrage eine Einigung erzielt worden ist.

In Gleiwitz ist sehr viel in der Nähe des Reichspräsidentenplatzes gebaut worden. Hier sind schöne große Wohnhäuser entstanden. Die Vorderfront des Reichspräsidentenplatzes schmückt

das schöne Haus „Oberschlesien",

das sich jetzt immer mehr als Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens von Gleiwitz herausbildet. Der herbstlichen Stimmung der Natur entsprechend werden in den Räumen des Hauses „Oberschlesien" Winzerfeste veranstaltet, bei denen die Gleiwitzer Jugend tüchtig die Tanzbeine auf dem engen Tanzraum hin und her schiebt.

Wenn man von der oberschlesischen Bausaison 1928 erzählt, so darf man allerdings auch nicht die aufstrebende Regierungshauptstadt Oppeln vergessen, wo ebenfalls in diesem Sommer der Bau verschiedener neuer, wichtiger, öffentlicher Gebäude durchgeführt oder doch wenigstens begonnen worden ist. Das neue Gebäude der Landwirtschaftskammer und ein neuer Schulbau, der das Realgymnasium aufnehmen wird, stehen vor der Fertigstellung. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, gegenüber dem großen Komplex der neuen Oberschlesischen Reichsbahndirektion, die das größte Haus in ganz Oberschlesien darstellt, ist mit dem Bau des neuen Oberpostdirektionsgebäudes begonnen worden, der 1930 nach dem Bauprogramm durchgeführt sein soll.

Eine sehr rührige Bautätigkeit hat aber auch in diesem Sommer die oberschlesische Industrie entfaltet.

Die neue Beuthengrube ist in diesem Sommer als die erste Grube, die in der Nachkriegszeit in Deutschland gebaut wurde, in Betrieb genommen worden. In den anderen Industriebetrieben ist man eifrig mit Modernisierungsarbeiten beschäftigt. Besonders umfangreiche Modernisierungen werden in der Julienhütte, dem Hauptwerk des neuen oberschlesischen Eisenkonzerns, durchgeführt. Auch in Hindenburg auf den Delbrückschächten wird gebaut und eine neue moderne Kokereianlage eingerichtet. Der Sommer ist also überall eifrig genutzt worden. Man merkt, daß es in Oberschlesien wieder vorwärts geht.

Inzwischen aber wird schon für den Winter gerüstet. Während der Sommer mehr der körperlichen Erholung dient, steht im Winter das geistige Leben im Vordergrunde. Viel gibt es ja immer noch nicht hiervon in Oberschlesien, aber doch sind gegenüber früher gewaltige Fortschritte festzustellen, so daß man tatsächlich von dem

neugeistigen Werden Oberschlesiens,

wie sich eine eingerichtete Vortragsreihe des Gleiwitzer Senders nennt, sprechen kann. Der Neisser Heimgarten, das eigentliche Zentrum oberschlesischer Volksbildungsbewegung, bereitet die 5. ostdeutsche Hochschulwoche vor, bei der führende deutsche Professoren aktuelle Geistesprobleme erörtern werden. Besonders interessant ist es, daß ein Sohn eines großen oberschlesischen Dichters, der Münchener Professor Gustav Freytag, der den Namen eines berühmten Vaters trägt, im Rahmen der Neisser Hochschulwoche einen Vortrag über seinen Vater halten wird.

Dann erwacht aber auch wieder Leben in den

oberschlesischen Theaterhäusern,

die Ende September in allen oberschl. Städten die neue Winterspielzeit eröffnen. Im Industriebezirk wird wie im Vorjahr das oberschlesische Landestheater spielen, das wiederum auch Gastspiele in Polnisch-Oberschlesien geben wird. Als erste Vorstellungen sind vorgesehen in der Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" von Nicolai, ein Schauspiel „Viel Lärm um Nichts" von Shakespeare und in der Operette „Zarewitsch" von Lehar.

— Wilma. —

10¼ Uhr: zum hlst. Herzen Jesu, hl. Theresia und hl. Antonius aus Anlaß der Silberhochzeit der Eheleute Majer.

Montag, den 10. September.

1. hl. Messe für verst. Julie Wagner.
2. hl. Messe für das Brautpaar: Slowronski-Gajda.
8 Uhr: Rosenkranzbeerdigung der verst. Witwe Augustin Kulik.
10½ Uhr: römische Trauung: Moj-Kaluza.

Kath. Pfarrkirche St. Antonius. Laurahütte.

Sonntag, den 9. September.

6 Uhr: als Dank für erhaltene Gnaden der Familie Syga.
7½ Uhr: Intention des St. Agnesvereins.
8½ Uhr: für Lebende und Verstorbene der Familie Koston.
10¼ Uhr: Als Dank für erhaltene Gnaden der Familie Hanj.

Montag, den 10. September.

6 Uhr: hl. Messe für das Brautpaar Moscinski-Kotejo.
6½ Uhr: hl. Messe für das Brautpaar Radomski-Bresler.

Evangelische Kirchengemeinde Laurahütte.

14. Sonntag n. Trin., den 9. September.

9½ Uhr: Hauptgottesdienst.
11 Uhr: Kindergottesdienst.
12 Uhr: Taufen.
2½ Uhr: Verbandsfest der Männervereine in Königshütte. Festpredigt Pastor Holm-Oppeln.

Montag, den 10. September.

7½ Uhr: Jugendbund (Monatsversammlung).

Dienstag, den 11. September.

7½ Uhr: Mädchenverein.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Stand der Arbeitslosenziffer in der Wojewodschaft

Die letzte statistische Wochen-Zusammenstellung des Wojewodschaftsamtes weist einen Abgang von 753 Erwerbslosen auf. Die Gesamt-Arbeitslosenziffer umfaßte nach Abgang dieser Personen innerhalb der Wojewodschaft 27 439 Erwerbslose. Geführt wurden nachstehende Kategorien: 11 262 Grubenarbeiter, 1274 Eisenhüttenarbeiter, 7 Glashüttenarbeiter, 1294 Metallarbeiter, 730 Bauarbeiter, 220 Erwerbslose aus der Papier-, Holz- und chemischen Branche, 23 Steinsetzer, 134 Beschäftigungslose aus der Manufakturenbranche, 719 qualifizierte Arbeiter, 9 968 nichtqualifizierte Arbeiter, 207 Landarbeiter und 1601 Kopfarbeiter. Eine laufende Arbeitslosenunterstützung bezogen 8 169 Beschäftigungslose.

Nun kommt Sarrasani doch noch!

Zweimal kündeten die Zeitungen das versprochene Sarrasani-Konzert an. Zweimal staute sich die Menge voller Erwartungen am Kattowitzer Ringe. Aber jedesmal kam die Enttäuschung hinterher; den die Erwarteten blieben aus. Man munkelte einesteils davon, daß Sarrasani mit den 100 Musikern Einreiseschwierigkeiten hat, die Empfindlichen dagegen rümpften die Nase und brummelten etwas von „Reklametrick".

Nun haben beide Parteien Unrecht; denn Sarrasani kündigt an, daß er am Montag, mittags von 12—2 Uhr, das langversprochene Konzert abhalten wird. Aber es werden uns noch einige angenehme Ueberraschungen als schmückende Beigabe beschieden sein. So soll der Kattowitzer Tierpark um 2 junge Löwen — ein Geschenk Sarrasanis — bereichert werden. Die Hauptattraktion aber wird darin bestehen, daß Sarrasanis berühmte Indianertruppe mit ihrem Siouxhäuptling „Weißer Büffel" ebenfalls erscheinen wird und uns Volkstänze und Prärielieder zum Besten geben wird. Dann will der Indianerhäuptling dem Stadtpräsidenten von Kattowitz eine richtiggehende Friedenspfeife überreichen.

Also, es wird sich etwas tun! Hoffentlich hält nun Sarrasani sein Wort, aber da er ein guter Geschäftsmann ist, wird er sich durch Nichterfüllung seiner vielsagenden Versprechungen nicht alle Sympathien der polnisch-schlesischen Bevölkerung verderben wollen. Denn wir hoffen, ihn mit seinem Riesenunternehmen im nächsten Jahre auch in Polen zu begrüßen.

Sarrasani verlängert sein Gastspiel in Beuthen

Wie uns soeben mitgeteilt wird, hat die Direktion der Sarrasani-Schau dem tausendfach geäußerten Wunsche nach Verlängerung des Beuthener Gastspieles nachgegeben. Sarrasani wird also bis Mittwoch, den 12. d. Mts. auf dem Moltkeplatz in Beuthen seine mit beispiellosem Jubel aufgenommenen Vorstellungen fortsetzen. Er will damit vor allem den Bewohnern der Umgegend Gelegenheit geben, seine „Schönste Schau zweier Welten" zu besuchen, die noch nie in unserer Gegend war und auch in den nächsten Jahren dringender Auslandsverpflichtungen wegen nicht wiederkommen kann. Viele Zirkusfreunde im polnischen Gebiet hatten bisher noch keine Zeit, sich die zum Sarrasani-Besuch nötigen Grenzpapiere zu besorgen; jetzt bietet die Verlängerung des Sarrasani-Gastspieles nochmals Gelegenheit dazu. Unwiderruflich schließt Sarrasani in Beuthen am Mittwoch, den 12. d. Mts. mit zwei Vorstellungen: 3 Uhr Kinder, halbe Preise von 2 Mark aufwärts, und 7,30 Uhr. Eine Verlängerung über den 12. hinaus ist ganz unmöglich, da Sarrasanis Premiere in Breslau genau auf den Tag festgesetzt ist und nicht mehr verschoben werden kann. Darum nütze jeder die letzten Sarrasani-Tage in Beuthen. Karten aller Preislagen sind noch zu haben, aber man muß sich rechtzeitig Karten sichern!

2. Deutsche Hochschulwoche

des Deutschen Kulturbundes für Polnisch-Schlesien,

Kattowitz, den 15. September bis 2. Oktober 1928.
Ort: Saal des evangelischen Gemeindehauses, ul. Bankowa.

Deutsche Kultur der Gegenwart.

1. Prof. Dr. Kühnemann: „Der deutsche Lebensgedanke und die geistigen Strömungen der Gegenwart". 6 Stunden.
2. Dr. Kurt Zischee: — — „Katholische Weltanschauung und deutsche Kultur". 6 Stunden.
3. Prof. Dr. P. Merker: „Die deutsche Literatur der Gegenwart". 6 Stunden.
4. Prof. Dr. Hamann: — „Die deutsche Kunst der Gegenwart". 6 Stunden mit Lichtbildern.
5. Prof. Dr. H. J. Moser: „Die deutsche Musik der Gegenwart". 6 Stunden mit Musikproben.
6. Dr. Tacke: — — „Die deutsche pädagogische Bewegung und ihre Parallelen in der Welt." 6 Stunden.

Teilnehmergebühr für die Gesamttagung 10 Zloty für Angehörige der dem Kulturbund angeschlossenen Verbände. 15 Zl. für sonstige Teilnehmer. Teilnehmergebühr für den 3tägigen Vortrag 6 Zloty für Angehörige der dem Kulturbund angeschlossenen Verbände. 9 Zloty für sonstige Teilnehmer. Tagungsort für die ganze Zeit ist das Evangelische Gemeindehaus, Kattowitz, ul. Bankowa. Die Vorträge beginnen jeweils um 7,15 Uhr abends. Teilnehmen kann jeder dessen Anmeldung bis 10. September 1928 in der Geschäftsstelle des Deutschen Kulturbundes, Katowice, ul. Starowiejska 9, 1. Et. (Dienststunden von 9—3 und 4—6), eingelaufen ist und der den Teilnehmerbeitrag erlegt hat. Aenderungen vorbehalten.

Emigranten zur Beachtung

Das Emigrantenamt in Kattowitz weist darauf hin, daß der vertragsmäßige Termin für die Ausreise polnischer Emigranten nach Kanada inzwischen abgelaufen ist. Mithin kann die Abfahrt der zurückgebliebenen Emigranten, welche die vorgeschriebene Frist verstreichen ließen, nicht mehr erfolgen.

Harryman in Ostoberschlesien und in Gdingen

Die polnische Regierung hat mit den Gieschegruben einen Vertrag über die Verpachtung einer 100 Meter langen Mole im Hafen von Gdingen zu Verladezwecken für den Zeitraum von 35 Jahren abgeschlossen. Der Harryman-Konzern, dem die ostoberschlesischen Gieschegruben gehören, soll sich verpflichtet haben, in den ersten 15 Monaten mindestens 15 000 Tonnen Kohlen pro Monat zu verladen. Die Pacht beträgt 3000 Zloty jährlich und 10 Groschen von jeder verladenen Tonne.

Vertreter des europäischen Zinksyndikates in Kattowitz

Freitag trafen in Kattowitz Vertreter des polnisch-deutschen-englisch-belgischen Zinksyndikats ein, um Besichtigungen im Dombrowaer Industrierevier und Ausflüge nach Zakopane und Wieliczka den polnischen Salzbergwerken, zu unternehmen. U. a. wurde die Zinkhütten der Sosnowicer Bergbaugesellschaft besichtigt, deren Betrieb ab 1. September unter Leitung der Schlesischen AG. Ges. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine steht.

Der Demobilmachungskommissar in Urlaub

Vor einigen Tagen hat Demobilmachungskommissar Gallot seinen mehrwöchentlichen Erholungsurlaub angetreten. Die Vertretung übernahm Regierungsrat Ingenieur Maske.



Kattowitz — Welle 422.

Sonntag, 9. September. 11.00 und 16.00: Uebertragung vom Eucharisten-Kongreß zu Czenstochau. 18.50: Vortrag. 19.15: Verschiedenes. 19.45: Vortrag. 20.15: Uebertragung von Warschau. 22,00: Zeitzeichen, Wetter- und Pressedienst, Sportnachrichten. 22.30: Tanzmusik.

Montag, 10. September. 16.40: Wirtschaftsbericht. 17.00: Kinderstunde. 17.25: Der schlesische Gärtner. 18.00: Tanzmusik. 19.00: Verschiedenes. 19.20: Bekanntmachungen. 19.30: Der heutige Stand der polnischen Landwirtschaft. 19.55: Landwirtschaftsbericht. 20.15: Uebertragung von Warschau. 22.00: Zeitzeichen. Wetter- und Pressedienst.

Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 9. September. 8.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11,00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Konzert an zwei Flügeln. 13.06 Mittagsberichte. 14.00: Rätselfunk. 14.10: „Mitteleuropäische Verkehrsfragen" 14.35: Schachfunk. 15.00: Kindernachmittag. 16.30: Unterhaltungskonzert. 17.30: „Die Speiseeigenschaften unserer Kartoffelsorten." 17.45: Konzert. 18.30: Leo Tolstoi. 22.00: Wetter-, Presse- und Sportdienst, Funkwerbung. 22.30: Russische Musik.

Montag, 10 September. 16.30: Unterhaltungskonzert. In der Pause: Landwirtschaftliche Preise. 18.00: Elternstunde. 18.30: Die Entwicklung des modernen Theaters. 18.55: Die Uebersicht. Berichte über Kunst und Literatur. 19.20: Wetterdienst. 19.30: Uebertragung aus dem Stadttheater: „Die Zauberflöte". Oper in zwei Akten von Mozart. Anschließend: Wetter-, Presse- und Sportdienst, Funkwerbung.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz.
Druck u. Verlag: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp.
Katowice, Kościuszki 29.